Zeitschrift für Individualpsychologie

Studien aus dem Gebiete der Psychotherapie, Psychologie und Pädagogik

Herausgegeben von

Dr. med. **Alfred Adler** Wien und Dr. phil. **Carl Furtmüller** Wien

I. Band, 2. Heft **Inhaltsverzeichnis** Mai 1914

Preis: Jährlich 12 Hefte M. 12.—. Das einzelne Heft M. 1.—

Verlag von Ernst Reinhardt in München


INTERNATIONAL
PSYCHOANALYTIC
UNIVERSITY BERLIN

Zur forensischen Begutachtung des Exhibitionismus.

Von Dr. med. Charlot Straßer (Zürich).

An den folgenden Fällen von Exhibitionismus, die sich mir gleichzeitig zur Untersuchung und forensischen Begutachtung boten, glaube ich den psychischen Mechanismus dieser Sexualneurose* etwas aufhellen zu können.

Fall I. Mutter und Großmutter mütterlicherseits des fünfundzwanzigjährigen Patienten waren nervöse Charaktere; sonst ist er hereditär nicht belastet. Die Eltern waren Landwirte auf eigenem Heimwesen. In den ersten Jahren war Patient sehr schwächlich und litt an Magen- und Darmbeschwerden. Erste Jugenderinnerung: „Ich werde von der Mutter oder dem Dienstmädchen angekleidet und geniere mich furchtbar." Solange er sich erinnern kann, sei er außerordentlich schamhaft gewesen. Besonders vor weiblichen Personen habe er von klein auf ein ausgesprochenes Schamgefühl gezeigt. Auch war er von jeher ängstlich, um so mehr, als ihm die Mutter und Großmutter Schauergeschichten, mit Vorliebe nach Zeitungsberichten, erzählten. Da der Fünfjährige an das Totenbett seiner Großmutter gebracht worden war, vermochte er es in der Folge jahrelang nicht mehr über sich, das betreffende Zimmer, darin sie gelegen hatte, wieder zu betreten. Überhaupt fürchtete er sich vor Toten. Beerdigungen im Dorfe, denen er als Kind beiwohnte, hinterließen ihm einen ganz starken Eindruck. Das Singen der Lieder, das Herunterpoltern der Erdschollen wirkte so auf ihn, daß er manchmal lange Zeit nicht aufhören konnte mit Weinen. Er mußte als Knabe vielfach den eine Stunde entfernten Tierarzt holen und einen dunklen Wald passieren. Er fürchtete sich sehr unterwegs, hörte alle möglichen Geräusche und zitterte vor Angst. Auch vor Keller und Estrich fürchtete er sich. Er litt dabei unter der Vorstellung, es halte sich jemand an den betreffenden Orten versteckt. Sowohl vom Vater wie von der sehr strengen Mutter fühlte er sich den anderen Geschwistern gegenüber stets zurückgesetzt und empfand dies schon frühzeitig mit einer gewissen Bitterkeit. Er war, eben weil man ihn zu streng behandelte, so scheu, daß er es nicht wagte, den Leuten ins Gesicht zu schauen, sondern er guckte immer zur Diele empor. Auch wegen des puritanischen Geistes in der Familie fühlte er sich den Schulkameraden gegenüber minderwertig, die er um Feste und Fastnachtstreiben, das sie mitmachen durften, beneidete. In der Schule lernte er schwer, behielt aber das Gelernte gut. Er war sehr ehrgeizig und da der Vater gut zeichnen konnte, wollte er es ihm darin nachtun. Bis tief in die Nacht saß er über seinen Zeichnungen und war darum morgens — er mußte vor dem

* Der Ausdruck Sexualneurose ist mißverständlich. Er sollte aus praktischen Gründen nur dort verwendet werden, wo bei einem allgemeinen, neurotischem Charakter der Konflikt mit der Außenwelt über eine sogenannte sexuelle Anomalie zustande kommen kann, was im folgenden bewiesen werden soll.

einstündigen Schulweg noch die Kühe melken — oft sehr müde. Im Alter von sieben Jahren machte er ein Blasenleiden durch. Bis zu seinem zehnten Lebensjahre litt er an gelegentlichem Bettnässen. Die darum erhaltenen Vorwürfe und Bestrafungen empfand er als bittere Ungerechtigkeit. Mit acht Jahren erlitt er einmal einen Anfall, an den er sich selbst nicht erinnern kann. Er wurde steif, verzog das Gesicht und hieb um sich. Mit dreizehn Jahren rettete er unter Lebensgefahr ein Mädchen aus dem Bodensee. In der Schule hörte Patient zum ersten Male von geschlechtlichen Dingen, doch wurde er bis zum heutigen Tage nie richtig aufgeklärt. Durch den Lehrer war es dem Patienten und seinen Mitschülern während der ganzen Sekundarschulzeit strengstens verboten, je mit einem Mädchen zu reden oder zusammen zu gehen. Aber gerade dieses Verbot habe seine und seiner Mitschüler Phantasie in bezug auf Geschlechtliches besonders angeregt. Patient wurde Postbeamter, um seinem älteren Bruder den Platz auf dem heimatlichen Grund und Boden nicht streitig zu machen. Als Lehrling habe er mit einer Schneiderin eine Liebschaft gehabt; sie sei am Bureau vorbeigegangen; er habe aber nie gewagt, sie anzureden. Nur auf ihren Namenstag hin habe er sich erlaubt, ihr auf einer Postkarte zu gratulieren. In der Folge schrieben sie sich, ganz im geheimen, hie und da eine Karte. Patient habe es dann einzurichten gewußt, sie gelegentlich nach Feierabend das Dorf hinauf zu begleiten, wozu man sich freundlich angelächelt habe. Über die nächtlichen Pollutionen, die er zu jener Zeit an sich konstatierte, erschrak er und hielt sie für eine Krankheit. Bei den Pollutionsträumen jener Zeit hatte er nie die Empfindung, selbst einen Geschlechtsakt zu vollführen, sondern er schaute im Traume immer den Geschlechtshandlungen Dritter zu. — Er kam dann in die Großstadt als äußerst strebsamer und sparsamer Beamter. Lange Zeit teilte er mit einem Freunde ein Zimmer, aus dem beide auszogen, als eine Zimmernachbarin und Prostituierte sich für die schüchternen Jünglinge in um so aufdringlicherer Weise zu bemühen begonnen hatte, je mehr sie abgewiesen worden war. Patient begann nun viel Gewicht auf seine körperliche Ausbildung zu legen und unternahm große Touren und Bergbesteigungen. Einmal stürzte er ab, kam aber mit dem Schrecken davon. Bei einer anderen mehrtägigen Tour im Berner Oberland übernahm er die Führung und überstand mit seinen Gefährten bange Stunden in Lawinen- und Gewittergefahr. Zu Hause, nach diesen Strapazen, wurden an ihm aufgeregte Träume beobachtet, in denen seine Angst, die er im Augenblick der Gefahr überwunden hatte, deutlich zum Ausdruck kam. Patient war auch freudiger und guter Soldat. Er hatte nie mit einer Frau geschlechtlichen Verkehr. Mit Prostituierten sich einzulassen, habe er nie fertig gebracht. Die Frauen habe er durch seinen Dienst am Poste-restante-Schalter im ganzen wenig achten gelernt. Auch hatten ihm seine ethischen Anschauungen und seine Erziehung nicht erlaubt, sich mit einer Frau ohne ernsthafte Absichten einzulassen. Neunzehnjährig wurden ihm pornographische Bilder gezeigt, über die er sehr entrüstet war, ohne sich die Erinnerung daran abwehren zu können. Schließlich kam er in jener Zeit von selbst darauf, zu onanieren. Lektüre von Traktätchen verursachte ihm heftige Seelenqual. Trotzdem gelang es ihm nicht mehr, seiner Gewohnheit Herr zu werden. Erregend wirkte, wenn er tagsüber eine schöne Frau oder Bilder von Frauen gesehen hatte. Vor etwa zwei Jahren bemerkte dann Patient, daß es ihn reizte, wenn er während seines Masturbierens eine Frau, etwa vom Fenster aus, anschauen konnte. Später stellte er sich während des Masturbierens einen geschlechtlichen Akt mit der be-

treffenden Frau vor und schließlich kam er auf die Idee, es müsse reizvoller sein, wenn die betreffende Frau ihm bei seiner geschlechtlichen Handlung zusehen könnte und wenn er dabei das Gefühl hätte, sie errege sich ebenfalls. Auch habe er diese Frau (es war zu Anfang immer die nämliche) einmal beim Entkleiden beobachten können. Später wirkten auch andere Frauen, die er vom Fenster aus beobachtete, auf ihn in der nämlichen Weise. Etwa vor einem Jahr sei ihm endlich der Gedanke, daß es den höchsten Reiz haben müsse, zu masturbieren, wenn eine Frau zusehen könnte, so übermächtig geworden, daß er versuchte, den Vorhang, hinter dem er sich bis jetzt immer versteckt gehalten hatte, langsam bei Seite zu schieben. Lange Zeit traute er sich nicht zu dieser Handlung und sofort, nachdem er sie getan, machte er sich auch die heftigsten Gewissensbisse. Vor nicht ganz einem Jahr glaubt er zum ersten Male gesehen worden zu sein. Das betreffende Frauenzimmer habe darauf reagiert und habe auf sein Benehmen, wie ihm schien, beischlafähnliche Bewegungen gemacht. Er wurde dann weniger vorsichtig, kühner, frech, vollzog seine Geschlechtshandlungen bis zum Samenerguß am Fenster sitzend in den Morgenstunden, welche er jeweils nach Nachtdienst zu Hause zubrachte, immer häufiger. Er kämpfte gegen seine Gewohnheit, vermochte sich auch gelegentlich zu überwinden und vor dem Exhibieren vom Fenster zurückzuziehen. Regelmäßig habe er sich die schwersten Vorwürfe gemacht und habe Angstgefühle bekommen, nicht normal zu sein. Er habe sich immer gefragt, ob es wohl auch noch Menschen gebe, die wie er veranlagt seien. In bezug auf Alkohol war er stets mäßig.

Fall II. Der vierundzwanzigjährige Patient ist erblich schwer belastet. Der Vater war Trinker; zwei seiner Geschwister sind epileptisch; eine Schwester befindet sich zurzeit in der Irrenanstalt. Patient leidet an einem kompensierten Herzklappenfehler, um dessentwillen er militärfrei wurde. Man legte ihm um dieses Herzfehlers willen schon in frühester Jugend mancherlei Zurückhaltung auf. Oft litt er an Herzklopfen. Seine Erziehung war ungleichmäßig. Vom Vater wurde er grob, von der Mutter zu nachsichtig behandelt. Auch er gibt als früheste Jugenderinnerung an, äußerst schamhaft gewesen zu sein, selbst vor der eigenen Mutter. Als Patient sieben Jahre alt war, starb sein Vater und er kam ins Waisenhaus. Strenge Zucht und Heimweh brachten ihn dazu, anfangs mehrmals davonzulaufen. Vom Eintritt ins Waisenhaus bis zu dem Augenblick, als er in die Fremde kam und damit der Autorität des Waisenvaters entzogen wurde, litt Patient beständig an Enuresis nocturna, um derentwillen er immer wieder unerbittlich bestraft wurde. Bis zum dreizehnten Altersjahr seien er und seine Kameraden von sechzehn- bis achtzehnjährigen Mädchen, Mitzöglingen des Waisenhauses, allwöchentlich gebadet worden. Sie hätten sich alle dabei geniert; Patient habe dies immer als sehr peinlich empfunden. Sie hätten sogar beim Waisenvater reklamiert, man habe sie aber nur ausgelacht. Schon frühzeitig hörte Patient von geschlechtlichen Dingen. Knaben und Mädchen der Anstalt unterhielten sich viel im geheimen darüber. Bei der Gartenarbeit griffen die Knaben den Mädchen gelegentlich unter die Röcke. Ein elfjähriges Mädchen besonders wußte sich vor dem damals dreizehnjährigen Patienten so hinzukauern, daß er dessen Geschlechtsteile, da es keine Unterwäsche trug, bemerken mußte. Im Alter von dreizehn bis vierzehn Jahren verglichen die Knaben unter sich oft ihre Geschlechtsteile auf ihre Größe hin. An zwei Klassengenossinnen war ein Sittlichkeitsverbrechen verübt worden. Mit diesen Mädchen und

einem anderen Schüler zusammen war dem Patienten Arrest zudiktiert worden. Der andere, ein frühentwickelter Südamerikaner, unterhielt sich mit den Mädchen in obszöner Weise, bis er schließlich vor ihnen exhibierte. Patient verhielt sich völlig passiv, doch wirkte das Erlebnis, wie alle die vorhergegangenen, lange Zeit sehr auf seine Phantasie, wie auch, daß der Waisenvater mit einer Waise eines Sittlichkeitsvergehens überführt wurde, verreiste und sich erschoß. Während seiner ganzen Jugend war Patient immer sehr scheu und unbeholfen, besonders dem weiblichen Geschlecht gegenüber. Gegenüber den Mitschülern der Stadtschule, die er vom Waisenhaus aus besuchte, fühlte er sich zurückgesetzt, um so mehr, als das Anstaltsleben aller festlichen Anlässe entbehrte. Durch den Waisenvater war er gegen seine Neigung zum Coiffeurberuf bestimmt worden. Während der Lehrzeit kam Patient ins Masturbieren und wehrte sich verzweifelt dagegen nach Lektüre von Traktätchen (darunter figurierte besonders ein gemeingefährliches Machwerk eines gewissen Dr. med. Rumler in Genf, „Neurasthenie“, das schon vielen meiner Patienten Anlaß gab, ihre Leiden zu verstärken und das die Patienten, die darauf hereinfallen, in schamloser Weise durch Anpreisen von diversen Medikamenten und Apparaten ausbeutet)*. Mit der Zeit stellte sich Patient bei seinen Geschlechtshandlungen Frauen und weibliche Geschlechtsteile vor. Den ersten, normalen Sexualverkehr erlebte er unter bedenklichen Umständen in einem Bordell und bekam einen furchtbaren Abscheu vor Frauen. Einen zweiten Geschlechtsverkehr gewährte ihm, Jahre später, eine Modistin, die Patient ernsthaft liebte. Er wurde aber von ihr hintergangen und am Suicid nur durch einen Freund verhindert. Sonst war er den Frauen gegenüber immer zurückhaltend und schüchtern. Vor 4½ Jahren schaute er schlittelnden, sechzehn- bis achtzehnjährigen Mädchen zu. In einem ihm unerklärlichen, plötzlichen Drange aber, ohne je etwas Ähnliches von jemand anderem gehört oder etwas Derartiges gesehen zu haben, machte er die Hosen auf und entblößte sein Glied. Daß die größeren der Mädchen daraufhin lachten, habe ihn besonders gereizt. Nach dreimaliger Wiederholung seines Versuches wurde er verhaftet und zu zehn Tagen Gefängnis verurteilt. Er litt sehr unter diesem Vorkommnis und konnte sich zwei Jahre lang seines Triebes enthalten. Er kam dann in verschiedenen Saisonstellen weit herum. Das Bewußtsein der Gefahr in großen Städten verminderte sich für ihn. Er exhibierte wieder, immer dabei denkend, daß er etwas Schlechtes tue, und doch die „Energie“ nicht findend, sich zurückzuhalten. In Paris riefen ihm Mädchen, die sich an seinem Exhibieren belustigten, direkt an, mit ihnen zu gehen, doch habe er sich teils vor Geschlechtskrankheiten gefürchtet, teils sich aus Ekel abgewandt, teils auch das Bedürfnis gehabt, nach dem Exhibieren zu Hause zu masturbieren. Vor 1½ Jahren verlobte sich Patient mit einem einfachen und unverdorbenen Bürgermädchen (das zufällig auch in meiner Behandlung war), und vor welchem Patient in jeder Beziehung die größte Hochachtung bekundete. Er hätte nie gewagt, mit ihr ein Gespräch über Sexualfragen zu führen, geschweige denn, sich ihr mit einem geschlechtlichen Antrage zu nahen. Dennoch konnte er sich nicht halten, sondern exhibierte schon kurz nach der Verlobung von Zeit zu Zeit wieder und wurde so von einer Reihe von

* In seinem Buch „Ärztliches Recht“ (Berlin, Julius Springer, 1914) erwähnt Dr. J. R. Spinner neben vielen gleichartigen den Rumler als Kurpfuscher und bezeichnet sein Institut „Sanitas“ in Genf als Schwindelfirma. Ein kantonal approbierter Arzt, Russe, Dr. Kaplan, besorgt als Angestellter der Besitzerin, Witwe Ringelmann, die Führung dieses auf „Jugendsünden“ aufgebauten Schwindelbetriebs. S. 83.

Mädchen, vor denen er auf Hauptstraßen und öffentlichen Plätzen den unter dem Mantel versteckt gehaltenen, aber im geeigneten Augenblick und nur für die betreffende Person, auf die er es abgesehen hatte, aufgedeckten, entblößten Penis exhibierte.

Es ist, wenn man die Lebensgeschichten der beiden Patienten verfolgt, wirklich, als ob man eine scharfe Linie vor sich sehen und ziehen könnte zwischen der deutlich bewußten Schamhaftigkeit, Schüchternheit und Ängstlichkeit in der frühen Jugend, zwischen der Unbeholfenheit und Naivität den Frauen gegenüber einerseits, und dem anscheinend unerhört frechen, dreisten, aufdringlichen, rücksichtslosen Exhibieren im späteren Alter andererseits. Eine Linie, die im Fall I parallel läuft der Verbindung zwischen der Schwäche und Kränklichkeit in der frühesten Jugend und der forcierten Bravour im späteren Alter, der Bergfexenmännlichkeit und Verachtung der Lebensgefahr. Es fehlen uns sozusagen keine Zusammenhänge in der Entwicklung zwischen den extremen Punkten der eben genannten „Leitlinien“.

Die Organminderwertigkeit im Sinne Alfred Adlers (die schwächliche Veranlagung, die Magendarmkrankheit des I., der Herzklappenfehler des II. Falles) ist beiden Fällen eigen. Beide finden sich in ihren ersten Jugenderinnerungen auffallend schamhaft, besonders dem weiblichen Geschlechte gegenüber. Beide sind ängstlich, scheu, fühlen sich zurückgesetzt, ungerecht behandelt, beneiden die Schulkameraden, dürfen nicht alles mitmachen, nicht alles haben. Beide leiden in einem bestimmten Alter an Enuresis nocturna. Im Falle II tritt diese nervöse Erscheinung dann auf, wenn er unter die ungerechte und harte Zucht seines Waisenvaters kommt und hört auf mit dem Augenblick, da er ihrer ledig wird. Die „Trotzattitüde“ könnte deutlicher damit nicht zum Ausdruck kommen.

Fall I erinnert sich in bezug auf die Entwicklung seiner Geschlechtsempfindungen besonders an das Verbot des Lehrers, nie mit einem Mädchen zu verkehren. Dadurch will seine und seiner Kameraden „Phantasie“ um so intensiver mit sexuellen Dingen beschäftigt worden sein. Fall II erinnert sich an, möchte man in Freudscher Ausdrucksweise sagen „sexuelle Traumata“, (wenn nicht eben dieses Erinnern so charakteristisch tendenziös gestaltet und gerichtet wäre) — er hat die Geschlechtsteile eines exhibierenden Mädchens in Erinnerung; er hat seine Genitalien mit denen seiner Kameraden verglichen; ein Mitschüler hat vor Mädchen, die einen gewissen Sexualnimbus um sich hatten, exhibiert; ein Sittlichkeitsattentat des Waisenvaters beschäftigte

die „Phantasie“ des Knaben. Beide Patienten benutzen geradezu den nämlichen Ausdruck in ihren Erzählungen, die selbstverständlich dem begutachtenden Arzte gegenüber die Tendenz haben, zu ihrer Entlastung Material herbeizuschaffen, das sie instinktiv aus dem Vergangenen greifen, um die Notwendigkeit ihrer Sexualhandlungen zu beweisen. Dem einen erfüllte das Verbot des Lehrers, dem anderen das verbotene Tun der Mitschüler, Mitschülerinnen und des Erziehers die „Phantasie“.

Beide Patienten treten dann ins Leben hinaus. Beide sind ehrgeizig, rechtschaffen erzogen; ihr bewußtes Ideal ist das, brav und ehrenhaft im gut bürgerlichen Sinne zu sein. Beide bekunden eine gewisse Abscheu vor der Prostitution, sind unwissend, ja unerfahren in sexuellen Fragen, beide haben bis zu einem gewissen Grade eine abschätzende, ablehnende Haltung dem weiblichen Geschlechte gegenüber. Beide sind bis heute furchtsam und unbeholfen im Verkehr mit Frauen. Die Braut des Falles II nimmt in dessen Innenleben genau den Raum ein, den ihr Fall II anweist, wenn er von seinen ernsthaften, ehrerbietigen Absichten der Frau gegenüber, der er eventuell sich zu nähern vermöchte, spricht. Verehrung, die den Mantel der bürgerlichen oder kirchlichen Sanktion bedarf, um ehrlich sexuell zu werden. Und zu diesen bescheidenen, rechtschaffenen, wie auch fast schwächlichen, hilflosen, schüchternen Gebärden kommen andererseits die straffälligen, scham- und sittenlosen Handlungen der Exploranden. Fall I erzählt uns sehr bewußt und selbstklar die verschiedenen Phasen der Umwandlung seines als Kompensation zu dem schwächlichen, schüchternen Schamgefühl übermäßig, bis zur Frechheit sich entwickelnden, mehr als männlichen Exhibitionstriebes. Er, der es nicht ertragen konnte, als Kind angeschaut zu werden, der während der Schulzeit gerne geschaut hätte, aber nicht durfte, bekommt pornographische Bilder gezeigt, die er bewußt ablehnt, aber sich immer wieder vorstellen muß und sich bei ihrem Wiedererwecken im Gedächtnis selbst befriedigt. Der Ängstliche, der seinen Mut gewaltsam kompensiert hat durch Selbsterziehung zu männlichem Sport, erzieht sich zur Frechheit der Frau gegenüber, in der er Gefahr wittert, der er unter sittlichen, wie Fall II unter hygienischen Vorwänden, ausweicht. Aber er möchte sie haben, gerade weil er es nicht wagt, sie zu nehmen, möchte sie sich unterordnen, gerade, weil er sich sein symbolisches Streben nach Männlichkeit in den Geschlechtsmerkmalen konkretisiert denkt, und wie er sich diese Fiktion geschaffen hat, um symbolisch den Erfolg seiner Männlichkeit auch im Sexuellen zu sehen, so folgt er seiner Fiktion konsequent, indem er sich

den geschlechtlichen Sieg gleichfalls in der „Phantasie“ verschafft. Er stellt sich masturbierend die Bilder von Frauen, denen er begegnet ist, und sich ihnen nicht nahen durfte, von Bildern, die zu besitzen er nicht wagte, vor und vollzieht den fingierten Geschlechtsakt. Er greift aus seinen Fiktionen dadurch in die Wirklichkeit hinüber und erweist sich als echter Neurotiker (denn wenn ich hier im wesentlichen auf das Symptom des Exhibierens eingegangen bin, kann ich doch als selbstverständlich voraussetzen, daß alle andern Züge der Vorgeschichte unserer Fälle von selbst auf die Gesamtzusammenhänge im nervösen Charakter hinweisen) — wenn er die eigene geschlechtliche Erregung in die mehr oder minder gezwungenermaßen zur Zuschauerin genommene Frau hineinverlegt. Und immer in seinen Fiktionen lebend, aber aus ihnen in die Wirklichkeit übergreifend, sind sie ihm so gewohnt, so Automatismen geworden, daß er, obwohl auch regelmäßig den Konflikt zwischen Fiktion und Realität noch erkennend und in Gewissensbissen zum Ausdruck bringend, nicht mehr imstande ist, rechtzeitig sich über sein Tun Rechenschaft zu geben, sondern in der einmal angebahnten Tendenz, durch Mut und Frechheit das Weibliche, im symbolischen und konkret gewordenen Sinne, sich unterzuordnen, bis zur kriminellen Handlung schreiten muß. Ich möchte den dazu aufgebotenen Sexualaffekt, der zur Unterstützung dieses einen, symbolisch gewordenen Triebhandelns entwickelt wurde, mit der Wirkung von Scheuklappen vergleichen, aus denen heraus man nur das eine vor sich sieht, die Tat, das Ziel, welches die Überwindung der unmännlichen Schamhaftigkeit bedeutet, und welche Affekte aus der realen Umgebung nicht sichtbar werden lassen sollen, was in diesem Augenblicke unzweckmäßig erscheint. Er verfolgt das subjektiv Zweckmäßige*, denn das objektiv Unzweckmäßige am Handeln des Patienten käme ohne diesen Scheuklappenapparat, ohne diesen hilfreichen Sexualaffekt, der die Verantwortung abschüttelt, hemmend zum Bewußtsein.

Wenn man die Art und Weise dieser Affektentwicklung und Affektverwendung zur Unterstützung der subjektiv zweckmäßigen Tendenz, zur Unterstützung des unbewußten „Lebensplanes“, die bis zu Hand-

* S. Vera Straßer-Eppelbaum: Zur Psychologie des Alkoholismus. München. E. Reinhardt. 1914. S. 36: „Unter subjektiver Zweckmäßigkeit verstehe ich eine Zweckmäßigkeit, die objektiv genommen, also der Wirklichkeit gegenüber, nicht unbedingt zweckmäßig zu sein braucht, sondern die sogar im Gegenteil der Zweckmäßigkeit zuwiderhandeln kann, subjektiv aber, also dem betreffenden psychischen Gefüge gegenüber, erscheint, als ob sie zweckmäßig wäre.“

lungen führen kann, welche von der umlebenden Gesellschaft, in diesem Sinne der Realität, als asozial und gemeingefährlich gelten, verfolgt, könnte man darin bei Entwicklung anderer Charakterbereitschaften, wie des Zornes, der Eifersucht, der Rachsucht usw. direkt zu Affektverbrechen, wie Mord, Totschlag usw., überleiten. Affektverbrechen, welche nach der modernen Kriminalpsychologie schon den Begriff der mildernden Umstände in sich tragen und welche, bewußt oder unbewußt, unter anderem die Tendenz in sich haben, das Gefühl der Verantwortlichkeit in Hinsicht auf die Strafbarkeit der Delikte irgendwie zu verschieben, den konventionellen Begriff der Schuld irgendwie unschädlich zu machen.

Den II. Fall denke ich mir in seiner Entwicklung ganz analog. Nur, daß er scheinbar Entgegengesetztes tat und wollte, wie der I. Fall, um zum gleichen Ziel, zur Kompensation seines ihm als unmännlich erscheinenden Schamgefühles durch Erziehung zur Sexualfrechheit zu gelangen. Er griff aus der Vergangenheit die Jugenderlebnisse auf, er konnte sich die Entwicklung seines ihn erniedrigenden Gefühles beim Beschautwerden zum Sich-beschauen-lassen durch wirkliche Erlebnisse ableiten. Ein Mädchen ließ sich von ihm beschauen. Ein Mitschüler ließ sich vor ihm von Mädchen beschauen. Das erste normale Geschlechtserlebnis ekelte ihn an. Den Frauen gegenüber fühlte er sich stets, wie überall im Leben, minderwertig und unterdrückt. Ohne zu wissen, wie, exhibierte er, zwangsmäßig, die Frau erniedrigend, sich selbst durch seine Frechheit in subjektiver Zweckmäßigkeit über seine Schwäche erhebend, durch den Apparat des Affekt- und Triebhandelns für das objektiv (vom Standpunkt des sich selbst von außen, wie von der Realität aus betrachtenden Menschen), gegen seine Handlungsweise sich kritisch in ihm Regende der Verantwortlichkeit entziehend.

Rückblickend auf das eben über die beiden Fälle Gesagte, drängt sich unwillkürlich, und darum um so überzeugender, die Wahrheit der Adlerschen Neurosen- und Charakterlehre auf. Der konstitutionelle, organische und seelische Lebensmodus ist bereits vorgebaut; der schwächliche Habitus der beiden Patienten ist schon Voraussetzung; die Umgebung mit ihren Erlebnissen in der Weiterentwicklung wird von vornherein gleichsam zwangsmäßig in der Richtung des aus den konstitutionell gegebenen Realien bestimmten Zieles getrieben und tritt uns in dieser Weise überall entgegen. „Der ununterbrochene Anreiz zur Zielstrebigkeit ist beim Menschen durch Gefühle der Insuffizienz

gegeben. Was wir Triebe nennen, ist schon der Weg und erweist sich als durch das Ziel orientiert. Die Fähigkeit des Wollens sammelt sich trotz scheinbaren Widersprüchen, um zu diesem einheitlichen Ziele durchzudringen*."

* *

*

Es ist selbstverständlich, daß der Exhibitionismus als Gewohnheit in seiner extremen Form, als Automatismus, in diesem Sinne aufgefaßt, auch wieder überwunden, abgewöhnt werden kann, wie es selbstverständlich ist, daß derartige Kranke nicht ins Gefängnis, sondern in die Behandlung eines Spezialarztes gehören. Von Wichtigkeit ist die Frage, wie wir uns praktisch mit Richter und Gesetz darüber zu einigen vermögen. Die beiden Patienten wurden mir von einem sehr einsichtigen Bezirksanwalt zur Begutachtung übergeben mit der Anfrage, ob sie die Fäh'gkeit der Selbstbestimmung und wohl auch die zur Erkenntnis der Strafbarkeit der Tat erforderliche Urteilskraft zur Zeit der Begehung der Tat besessen hätten.

Ich glaube nicht, daß ich mit den vorstehenden Erörterungen auch dem wohlwollend entgegenkommenden Juristen vollständig hätte entsprechen und mich klar machen können, um so mehr, als an der Adlerschen Neurosenlehre das Zielstrebige, Zweckmäßige des neurotischen Symptoms juristisch zu leicht als etwas, das strafrechtlich zur Verantwortung gezogen werden könnte, verstanden werden dürfte. Ich möchte denn hier zum Schluß nur ungefähr die Formel angeben, mit der ich die Gutachten abschloß und die für die beiden Exploranden Sistierung des gegen sie angestrengten Verfahrens erwirkte.

Abnormal ist beim Exhibitionisten der beschriebenen Charakterart die Richtung seines geschlechtlichen Triebes, wozu wir die Anfänge in die frühe Kindheit zurückverfolgen können. Die in dieser frühen Zeit noch undifferenzierten, geschlechtlichen Regungen lassen sich durch äußere Umstände in eigenartiger Weise beeinflussen und werden im Aufbau eines Charakters, der entsteht aus den konstitutionell gegebenen Realien und aus den probeweisen und erprobten Bereitschaften der dem Milieu entnommenen Lebenserfahrungen, nach einem sozusagen im unbewußten liegenden Lebensziele (häufig kompensatorisch zur Organminderwertigkeit und zu daraus resultierenden Gefühlen der Insuffizienz; ein starkes, vollwertiges, männlich-symbolisches Ziel) tendenziös verwendet. Die noch unverstandenen geschlechtlichen Regungen

* Alfred Adler: Kinderpsychologie und Neurosenforschung.

werden in bestimmter Weise vom Unbewußten, vom Gedächtnis (im streng psychologischen Sinne) festgehalten und entwickeln sich dann immer stärker, gleichsam automatisch in der einmal angenommenen Richtung, so daß es den Anschein hat, als ob die Gefühle, die Affekte so mächtig würden, daß sie durch die bessere Einsicht, durch moralische und soziale Erkenntnisse nicht mehr beeinflußt werden könnten. Nach diesem Mechanismus entsteht nicht nur der Exhibitionismus, sondern entstehen auch alle anderen geschlechtlichen Perversionen und Perversitäten. Es handelt sich dabei keineswegs um eine moralische Verkommenheit und Sensationsbedürftigkeit, sondern um eine einzelne, krankhafte Teilerscheinung einer Psyche (wie ja die Art und Weise der geschlechtlichen Gebärde eines Menschen auch nur als eine vereinzelte Seite seines sonstigen Gebarens betrachtet werden darf) die, vielleicht ursprünglich begründet in der organischen und seelischen Konstitution, sich in besonderen Umständen des Milieus und unter Einwirkung von besonderen Erlebnissen entwickelt hat.

Sexuell Perverse, wie die Exhibitionisten, lassen sich von ihren Gefühlen gleichsam überrumpeln, sodaß die Gegenvorstellungen, die den normalen Menschen befähigen, seine Gefühle zu beherrschen, nicht aufkommen können. Nach begangener Handlung aber, nachdem sich der allgemeine Erregungszustand gelegt hat, ist es, als ob sich die Patienten des Asozialen ihres Verhaltens wieder bewußt würden; sie schämen sich ihrer Handlung, quälen sich mit Selbstvorwürfen, leben in beständiger Angst vor Strafklage und Gefängnis und können eventuell durch eine Bestrafung, die sie mit gewöhnlichen Verbrechern auf die nämliche Stufe stellt, zeitlebens geschädigt werden. Der Exhibitionist ist sich seiner Handlungen und ihrer Strafbarkeit nachträglich jeweilen bewußt; zur Zeit der Begehung der Tat aber, im Moment ihrer Begehung, ist es so, als ob sein Bewußtsein derart eingeengt wäre, daß die *Vorstellung von der Strafbarkeit der Tat* kaum mehr deutlich vorhanden sein konnte. Die *Fähigkeit der Selbstbestimmung* aber war im Moment der Begehung der Delikte gewiß aufgehoben, denn der Exhibitionist handelt gleichsam unter einem triebartigen, psychischen Zwangszustand, der die dem normalen Menschen zur Verfügung stehenden Gegenvorstellungen und Hemmungen nicht ins Bewußtsein kommen läßt.

Es ergibt sich nun die Frage, ob nicht *sichernde Maßnahmen* nötig wären, die von ärztlicher Seite für den Exhibitionisten empfohlen werden müßten, da er ja soziales Ärgernis und Schaden anrichten

könnte, wobei nicht zu verschweigen ist, daß die Angaben der Exhibitionisten gewöhnlich darin übereinstimmen, daß vielfach ihre Erregung durch Zulächeln der verfolgten und belästigten Frauen erhöht wird. Derartige Perversitäten, wie der Exhibitionismus in der vorliegenden Form, bei den übrigen psychischen Voraussetzungen, die im Charakter des einzelnen Individuums liegen, sind durchaus heilbar und können in geeigneter ärztlicher Behandlung überwunden werden. Daß die Strafe als abschreckendes oder erzieherisches Mittel von geringem Einfluß ist, beweisen die Rückfälle der bestraften Exhibitionisten, die ja, trotz heftigen Selbstvorwürfen und seelischen Qualen, wiederum in die ihnen verhaßte Gewohnheit verfallen. Eine erneute Strafe aber würde die Kranken in ihrer ganzen Existenz erschüttern und normale Beziehungen (wie Brautschaft, Ehe usw.), die für die Patienten eine ethische Stärkung in jeder Beziehung bedeuten, gefährden, wenn nicht vernichten. Um dem Vorwurf zu begegnen, es könne eine derart humane Anschauungsweise über das Wesen der Exhibitionisten solcher Perversität Vorschub leisten, ist zu bemerken, daß nach all dem Gesagten es einer ganz bestimmten Veranlagung, Vorgeschichte und Entwicklung bedarf, die einen Menschen bis zu seinen exhibitionistischen Handlungen führen können. Wenn auch die Heilbarkeit derartiger psychischer Mechanismen behauptet wird, so ist es doch selbstverständlich und notwendig, gewisse Garantien dafür zu haben, daß der Kranke auch die ihm angeratene Behandlung durchführe. So sei denn der Vorschlag gemacht, es möge dem Exploranden die Bedingung gestellt werden, daß er der Bezirksanwaltschaft denjenigen Spezialarzt nenne, in dessen Behandlung er sich begibt, und daß von dem letzteren nach Vollendung derselben, das heißt dann, wenn der Arzt glaubt, von einer Heilung seines Patienten, oder wenigstens von einem Abschluß seiner Behandlung in dem Sinne, als er den Patienten für sozial ungefährlich und zurechnungsfähig hält, reden zu können, ein Zeugnis über Verlauf und Erfolg verlangt werden soll. Es könnte dem Patienten ferner angedeutet werden, daß, wenn er sich der Behandlung nicht unterzöge, man sich genötigt sähe, ihn zur Beobachtung und Besserung seines psychischen Verhaltens einer geschlossenen Anstalt zu überweisen. Damit wäre vielleicht ein erzieherisches Moment gegenüber den Kranken gewonnen, das einen gewissen Schutz für minderjährige und unverdorbene Damnifikaten garantierte und gleichzeitig das Verantwortlichkeitsgefühl im Kranken gegen sich und andere zu entwickeln vermöchte. In diesem Sinne könnte das Gutachten damit ab-

schließen, daß Exhibitionisten (selbstverständlich immer unter Berücksichtigung der für jeden Einzelfall unerläßlichen, individualpsychologischen Untersuchungs- und Betrachtungsweise) der im vorigen beschriebenen Charakterart, die Fähigkeit der Selbstbestimmung und wohl auch die zur Erkenntnis der Strafbarkeit der Tat erforderliche Urteilskraft zur Zeit der Begehung der Tat nicht besaßen.

Lebenslüge und Verantwortlichkeit in der Neurose und Psychose.

Ein Beitrag zur Melancholie.

Von Dr. Alfred Adler.

Gipfelt diese Arbeit letzter Linie in der Anschauung, daß alle psychogenen Erkrankungen, die wir zu den Neurosen und Psychosen rechnen, offenbar Symptome höherer Ordnung sind, und als solche Darstellungen und Ausgestaltungen individueller Lebenslinien, so soll einer ausführlichen Begründung eine spätere Arbeit gelten. Es wird sich aber auch im Laufe der vorliegenden Untersuchung nicht vermeiden lassen, mit dieser einstweiligen Voraussetzung zu rechnen, wobei ich mich gerne auf die Anschauung namhafter Autoren stütze. So hat z. B. Raimann, um nur einen Psychiater zu nennen, letzthin wieder scharf auf den Zusammenhang von Individualität und Psychose hingewiesen. Ebenso läßt die Entwicklung der Psychiatrie eine fortschreitende Grenzvermischung erkennen. Ideale Typen verschwinden aus der Literatur und Praxis. Die von mir betonte „Einheit der Neurosen" darf hier gleichfalls angeführt werden. Wir nähern uns wohl allgemein einer Grundanschauung, zu der unsere Individualpsychologie namhaft beigetragen hat: daß die nervöse Methode des Lebens mit unausweichlich scheinender und individuell begründeter Gesetzmäßigkeit nach den Mitteln der Neurose oder Psychose greift, um sich durchsetzen zu können.

Die psychologischen Ergebnisse unserer Individualpsychologie nun sind sehr geeignet, diese Anschauung zu stützen. Denn sie weisen uns in einem ihrer Endergebnisse darauf hin, daß sich der Patient seine mit der Wirklichkeit kontrastierende Innenwelt auf Grundlage einer verfehlten individuellen Perspektive ausbaut. Immer aber ist letztere, die ihm seine Haltung zur Gesellschaft diktiert, uns menschlich begreiflich, in einem anderen Ausbau allgemein geläufig, und nicht selten erinnert man sich derer aus dem Leben oder aus der Dichtung, die nahe an solchen Abgründen vorbeigegangen sind. Es liegt bisher nicht

der geringste Beweis vor, daß eine Heredität oder ein Erlebnis oder ein Milieu zur Neurose oder gar zu einer bestimmten Neurose verpflichtet. Diese ätiologische Verpflichtung, die nie der persönlichen Tendenz entbehrt, existiert vielmehr nur in der starr gewordenen Annahme des Patienten, der seine neurotische oder psychotische Konsequenz, damit den Zusammenhalt seiner Erkrankung derart sichert. Er könnte auch weniger ätiologisch denken, fühlen und handeln, wenn er nicht durch sein Ziel, durch den ihm vorschwebenden fünften Akt auf diese Fährte gedrängt wäre. Unter anderm aber verlangt sein Lebensplan kategorisch, daß er durch fremde Schuld scheitere, daß seine persönliche Verantwortung dabei aufgehoben sei*, oder daß eine fatale Kleinigkeit nur seinen Triumph verhindere.

Das Allgemein-Menschliche an dieser Sehnsucht tritt auffallend hervor. Das Individuum hilft mit seinen Mitteln nach und so durchfließt den ganzen Inhalt des Lebens der beruhigende, das Selbstgefühl sichernde Strom der Lebenslüge. Jede therapeutische Kur, noch mehr jeder ungeschickt brüske Versuch, dem Patienten die Wahrheit zu zeigen, entreißt den Patienten der Wiege seiner Unverantwortlichkeit und hat mit dem heftigsten Widerstand zu rechnen.

Diese von uns oft dargelegte Haltung entspringt der „Sicherungstendenz" des Patienten und zeigt seine Neigung zu Umwegen, Stillständen und Rückzügen, sobald es sich um gesellschaftlich notwendige Entscheidungen handelt. Dem Kliniker sind alle die Ausflüchte und Vorwände geläufig, deren sich der Kranke bedient, um seinen Aufgaben oder seinen eigenen Erwartungen den Rücken zu kehren. Unsere Arbeiten haben diese Probleme scharf beleuchtet und herausgekehrt. Und wir finden nur wenige Fälle, in denen die fremde Schuld zu fehlen scheint. Unter diesen drängen sich vor allem die Krankheitsbilder der Hypochondrie und der Melancholie auf.

Als einen überaus brauchbaren Leitfaden, ein psychogenes Krankheitsbild durchsichtiger zu machen, darf ich es ansehen, die Frage nach dem „Gegenspieler" zu erheben. Die Lösung dieser Frage zeigt uns den psychogen erkrankten Menschen nicht mehr in seiner künstlichen Isolierung, sondern in seinem gesellschaftlich gegebenen System. Leicht ergibt sich dann die Kampftendenz der Neurose und Psychose, und was sonst als Abschluß der Betrachtung gelten konnte, die spezielle Erkrankung, wird jetzt an die gehörige Stelle eingesetzt als ein Mittel, eine Methode des Lebens, als ein Symptom zugleich für den Weg, den

* S. „Das Distanzproblem" in Heft 1 dieser Zeitschrift.

der Patient geht, um zum Ziele der Überlegenheit zu kommen oder um es als ihm zukommend zu empfinden.

In manchen Psychosen, aber auch bei neurotisch erkrankten Patienten gilt der Angriff und zugleich die Beschuldigung nicht einer einzelnen Person, sondern einer Vielheit, zuweilen auch der ganzen Menschheit oder der Weltordnung. Ganz scharf tritt dieses Verhalten bei der Paranoia zutage. Die volle Abgekehrtheit von der Welt, damit aber zugleich die Verurteilung derselben, wird in der Dementia praecox intendiert. Versteckter und auf einige wenige Personen beschränkt, spielt sich der Kampf des Hypochonders und des Melancholikers ab. Dort gewährt uns der Standpunkt der Individualpsychologie ein genügend großes Blickfeld, um auch in diesen Fällen die zugehörigen Kunstgriffe zu verstehen. So, wenn ein alternder Hypochonder den Erfolg erzielt, sich der Arbeit zu entziehen, bei der er Enttäuschungen fürchtet, und gleichzeitig eine Verwandte ans Haus fesselt und ihre Aufopferung erzwingt. Die Distanz zur Entscheidung — über seine schriftstellerische Begabung — ist groß genug, um nicht übersehen zu werden. Er unterstreicht sie durch eine außerordentlich wirksame Platzangst. Wer trägt die Schuld? Er wurde im Revolutionsjahre geboren und schwört auf diese hereditäre Belastung. Seine Verdauungsbeschwerden sind in der Hierarchie der Mittel wesentliche Hilfen seiner Herrschsucht über die Umgebung und seiner Aufgabe der Zeitvertrödelung. Sie werden durch Luftschlucken und durch tendenziöse Obstipation erzeugt.

Bei einem 52jähr. Gewerbetreibenden kommt eine Melancholie zum Ausbruch, als eines Abends seine älteste Tochter in Gesellschaft geht, ohne sich von ihm zu verabschieden. Dieser Mann hat immer darauf gesehen, daß seine Familie ihn als Oberhaupt der Familie anerkenne, hat auch seit jeher durch hypochondrische Beschwerden exakte Dienstleistungen und strengen Gehorsam erzwungen. Sein nervöser Magen vertrug nicht die Wirtshauskost. Also war seine Frau genötigt, wenn er Ausflüge machte, „zu denen ihn sein Gesundheitszustand veranlaßte", in einer am Lande gemieteten Küche seine Speisen zu bereiten. Sein Altern erschien ihm anläßlich des „unkindlichen" Vorgehens seiner Tochter wie ein Schwächezustand. Sein Prestige drohte zu sinken. Da zeigte die hereinbrechende Melancholie der Tochter ihre Schuld und der ganzen Familie die Bedeutung seiner Arbeitskraft im hellsten Lichte. — Er hatte den Weg gefunden, den Nimbus zu erdichten und zu erzwingen, der ihm kraft der Tatsachen auszubleiben schien. Und

er war auf dem Wege zur Unverantwortlichkeit, falls seine persönliche Rolle versagen sollte.

Ein 70jähr. Fabrikant hatte bei zunehmendem Alter fast jedes zweite Jahr einen Zustand von Melancholie gezeigt, der immer einige Wochen währte. Wie der obige Fall begann auch dieser zu erkranken, als durch ein mißliches Abenteuer sein Prestige zu sinken drohte; und auch er vernachlässigte seinen Beruf und alarmierte seine Familie, die auf seine Arbeit angewiesen war, durch unausgesetzte Klagen über drohende Verarmung. Die Situation, die er auf diese Weise schuf, glich einer Vergewaltigung seiner Umgebung auf ein Haar. Jeder Tadel und jede Kritik verstummte ihm gegenüber, der Verantwortung für sein leichtsinniges Abenteuer blieb er entzogen, und seine Bedeutung als Erhalter der Familie wurde nun jedem klar. Je stärker seine Melancholie sich geltend machte, je heftiger er klagte, um so höher stieg er im Werte, so daß er eigentlich keine Grenze finden sollte. Er wurde gesund, als die Verstimmung über sein Abenteuer geschwunden war. — In der Folge trat die Melancholie immer dann auf, wenn er in eine finanziell nicht ganz sichere Situation geriet, einmal auch anläßlich einer Intervention der Steuerbehörde, und sein Zustand besserte sich, sobald die Schatten vorübergezogen waren. Man konnte leicht ersehen, daß er vor seiner Familie eine Prestigepolitik betrieb, indem er bei gefahrvollen Entscheidungen Deckung in der Melancholie suchte. So war er entschuldigt und ohne Verantwortlichkeit, wenn etwas schief gehen sollte, und fand die stärkere Resonanz bei den Seinen, insbesondere, wenn alles glücklich endete. Auch dieser Fall zeigt deutlich das im vorigen Heft dieser Zeitschrift beschriebene Symptom der „zögernden Attitüde" und die Konstruktion der „Distanz" im Falle einer Entscheidung.

Ganz kurz sei auch auf den im Protokoll vom 13. Dezember 1913 (Heft I dieser Zeitschrift) referierten Fall von Melancholie hingewiesen.

Bevor ich in die Schilderung des letztbeobachteten Falles von Melancholie eingehe, will ich versuchen, vom Standpunkt der Individualpsychologie den Mechanismus der Melancholie schärfer zu zeichnen und den Gegensatz zur Paranoia in einem bestimmten Punkte zu beleuchten. Ist einmal die soziale Bedingtheit und die Kampfstellung der Melancholie festgestellt, so sieht man bald auch das Ziel der Überlegenheit, das den Kranken hypnotisiert. Der Weg, den er dabei einschlägt, ist allerdings anfangs befremdend: er macht sich klein, antizipiert eine Si-

tuation des tiefsten Elends und schöpft aus der Einfühlung in diese den Affekt der Trauer und die Gebärde des Gebrochenseins*. Dies scheint ein Widerspruch gegenüber der Behauptung eines Größenideals. In der Tat aber wird ihm die bis zur Vernichtung gehende Schwäche eine furchtbare Waffe, um sich Geltung zu verschaffen und um sich der Verantwortlichkeit zu entziehen. Eine Leistung wie die der reinen Melancholie scheint mir deshalb ein hervorragendes Kunstwerk; nur daß ihr die Bewußtheit der Schöpfung fehlt, und daß der Patient seit Kindheit in diese Haltung hineingewachsen ist. Diese melancholische Haltung, die sich bis in die früheste Zeit des Patienten verfolgen läßt und sich als ein Kunstgriff, als eine von selbst sich ergebende Methode des Lebens entpuppt, die in einer Phase der Unsicherheit des Patienten als starre Leitlinie hervortritt, besteht eigentlich in dem Bestreben, durch Antizipation des Zugrundegehens den andern seinen Willen aufzuzwingen. Zu diesem Zwecke trägt der Patient alle Kosten, bringt sie mit seinen ganzen körperlichen und seelischen Möglichkeiten, stört seinen Schlaf und seine Ernährung, um herunterzukommen und so die Krankheitslegitimation zu erbringen, ebenso die Stuhl- und Harnfunktion und geht folgerichtig in diesem Streben bis zum Selbstmord. Einen weiteren Beweis für die aggressive Natur der Melancholie finden wir in den gelegentlich auftretenden Mordimpulsen und in der häufigen Durchbrechung der melancholischen Haltung durch paranoische Züge. Dann tritt die „Schuld des andern" deutlicher hervor, wie etwa in dem Falle einer Patientin, die sich dem Krebstod verfallen glaubte, weil ihr Mann sie gezwungen hatte, eine an Krebs erkrankte Verwandte zu besuchen. Fassen wir das Obige zusammen, so erscheint uns als Unterschied zwischen melancholischer und paranoischer Haltung, daß bei ersterer der Patient scheinbar in sich die Schuld fühlt, während der Paranoiker den andern anschuldigt. Wir ergänzen, um zum Verständnis zu gelangen: wenn er seine Überlegenheit nicht durchzusetzen vermag. Daß diese zwei Typen allgemein menschliche sind und weit verbreitet, soferne man seinen Blick für sie schärft, sei nebenbei bemerkt.

Die geringere psychische Beeinflußbarkeit der Psychosen scheitert demnach an ihrem stärker erfaßten Ziel der Überlegenheit. Die mit

* Etwa wie der Schauspieler in ‚Hamlet': „Er weint! Um Hekuba! Was ist ihm Hekuba?" Der Psychotiker verrät uns also, übrigens nicht anders wie der Nervöse, in seinen Klagen zugleich auch sein „Arrangement".

Recht betonte „Unkorrigierbarkeit" der Wahnideen aber ergibt sich folgerichtig aus dem hypnotisierenden Ziel. Und wir konnten bereits zeigen, wie es dem psychotisch Erkrankten regelmäßig durch die Distanzsetzung gelingt, mittels einer Lebenslüge sein Persönlichkeitsgefühl zu sichern. Auch die Heilung der Neurose gelingt nur, wenn der Patient es vermag, seine leitende Idee durch ein „beiläufig" abzuschwächen. Eine „Persuasion", die sich gegen Symptome richtet, kann demnach nur Erfolg haben, wenn der Patient bereits die Geneigtheit hat, sich heilen zu lassen, oder wenn es ihm gelingt, unbemerkt und unmerklich sein Ziel zu lockern. An der Wahnidee ist, soweit wir sehen, kein Fehler. Sie ist von der leitenden Idee erzwungen und genügt ihrem Endzweck: unverantwortlich zu machen und durch die Distanz das Persönlichkeitsgefühl zu sichern. Eine logische Prüfung kann ihr nichts anhaben, weil sie als ein erprobter modus dicendi et vivendi ihren Zweck erfüllt.

Der zuletzt von mir untersuchte Melancholiker deckte in einem zu Anfang der Kur geträumten Traum das ganze Arrangement seiner Krankheit auf. Er war erkrankt, als er aus einer leitenden Stelle anderswohin versetzt wurde, wo er sich erst bewähren sollte. Zwölf Jahre vorher, er war damals 26 Jahre alt, war er bei einem ähnlichen Anlaß an Melancholie erkrankt. Der Traum lautete: „Ich bin in der Pension, wo ich immer zu Mittag speise. Ein Mädchen, das mich seit langem interessiert, trägt die Speisen auf. Plötzlich bemerke ich, daß die Welt untergeht. Da durchzuckt mich der Gedanke, jetzt könnte ich das Mädchen vergewaltigen. Denn ich wäre ohne Verantwortung. Nach geschehener Tat zeigt es sich, daß die Welt doch nicht untergegangen sei." — Die Deutung liegt nahe. Wir erfahren, daß der Patient auch jeder Entscheidung im Liebesleben ausweicht. Mit Gedanken des Weltunterganges hat auch er öfters gespielt. Der Traum deutet in sexueller Verkleidung darauf hin, daß er an seinen Untergang glauben müsse, um triumphieren zu können. Gleichzeitig stellt er eine Situation der Unverantwortlichkeit her. Der Schlußsatz zeigt den Patienten auf dem Wege, durch ein fiktives Arrangement, durch ein „Als — Ob", durch einen probeweisen Anschlag*, durch eine Vergewaltigung anderer sein Ziel zu erreichen.

Nun können wir an die Konstruktion der Leitlinie dieses Patienten gehen! Er verrät sich uns als ein Mensch, der nicht an sich glaubt,

* S. „Traum und Traumdeutung", Österr. Ärztezeitung 1913, und die Traumtheorie des Autors im „Nervösen Charakter", Bergmann, Wiesbaden 1912.

der nicht die Erwartung hat, auf geradem Wege durchzudringen. Wir werden demnach aus seinem früheren Leben sowohl wie im Bereiche des gegenwärtigen melancholischen Stadiums gefaßt sein müssen, ihn vom geraden Wege auf ein Ziel abbiegen zu sehen. Und wir werden vermuten dürfen, daß er zwischen sich und den geraden Weg zum Ziele eine Distanz aufbauen wird. Vielleicht ist auch die Vermutung gerechtfertigt, daß er im Falle einer Entscheidung einer „idealen Situation" zustreben wird, wo er sich durch die sichere Erwartung eines drohenden Untergangs jeder Verantwortlichkeit entziehen kann, und daß er erst wieder Lebensmut gewinnen wird, wenn ihm der Sieg gewiß ist. Diese aus dem Traume gewonnene Betrachtung deckt sich aber mit der oben entwickelten Anschauung über die Melancholie. Gleichzeitig wollen wir darauf hinweisen, daß diese Haltung für einen Großteil der Menschen bis zu einem gewissen Grade typisch ist und auch bei Neurotikern häufig zu finden ist. Es liegt in der besonderen Stärke und Ausschließlichkeit der leitenden Überlegenheitsidee, wenn die Unverantwortlichkeit, damit auch die unkorrigierbaren Ideen bis zur Höhe der Psychose emporgetrieben werden. Demnach dürfen wir wohl auch einen besonderen Grad von Eigensinn und asozialer Herrschsucht vorläufig voraussetzen. Auf unsere Fragen leugnet der Patient derartige Charakterzüge.

Aus seinen Erinnerungen will ich folgende erwähnen: Als Jüngling fiel er einst mit seiner Tänzerin zu Boden, wobei ihm der Zwicker von der Nase glitt. Er greift noch im Liegen darnach, hielt aber aus Vorsicht mit der andern Hand seine Tänzerin am Boden fest, was zu einer unangenehmen Szene führte. An diesem Falle läßt sich schon der asoziale Zug und die Tendenz zur Vergewaltigung abschätzen. Die gewohnheitsmäßigen Mittel werden uns aus einer ältesten Kindheitserinnerung wieder entgegenleuchten. Diese lautet: „Ich liege am Divan und weine unermeßlich lange*." Zu dieser Erinnerung weiß der Patient nichts anzugeben. Wohl aber sein älterer Bruder, der den Eigensinn und die Herrschsucht des Patienten lebhaft bestätigt und, nach Beweisen gefragt, spontan erzählt, wie ihn der Patient schon als Kind durch sein unaufhörliches Weinen gezwungen habe, ihm den ganzen Divan einzuräumen.

Ich kann hier nicht ausführlich darauf eingehen, wie dieser Patient

* Auf die tendenziöse Gestaltung oder Festhaltung erster Kindheitserinnerungen habe ich („Nervöse Charakter", l. c., und Schrecker [Kongreß für Psychotherapie in Wien 1913]) hingewiesen.

seinen Schlaf, seine Ernährung und seine Darmfunktion soweit störte, daß er herabkam und den sichtbaren Krankheitsbeweis erbrachte. Ebensowenig, wie er durch Aufstellung unerfüllbarer Bedingungen und Garantien seine Lage als aussichtslos sich und andern zur Empfindung zu bringen suchte, und wie er jeden Schritt seiner Angehörigen und das Eingreifen des Arztes als weitere Schädigung empfand. Er ging auch soweit, sich jede Befähigung und Existenzmöglichkeit abzusprechen, erreichte aber gerade dadurch, daß sich seine Familie und alle seine Bekannten in seinen Dienst stellten und sich vergewaltigen ließen, indem sie gezwungen wurden, seine Vorgesetzten gefügig zu machen und ihm eine Stelle zu besorgen, in der er wieder den großen Herrn spielen konnte. Sein Kampf ging demnach gegen die ihm übergeordneten Beamten, und sein Weg führte über ein Stadium der Unverantwortlichkeit zu deren Vergewaltigung. Dann, nach Erreichung seines Zieles, wird er sich überzeugen lassen, daß die Welt nicht untergegangen sei.

In meinem Buche „Über den nervösen Charakter" habe ich als Grundbedingungen der Wahnbildung an vereinzelten Fällen nachgewiesen:

1. Verstärktes Gefühl der Unsicherheit und Unzulänglichkeit einer bevorstehenden Entscheidung gegenüber.

Als Folgen: 2. Stärkere Abstraktion von der Wirklichkeit und Entwertung der Realität.

3. Verstärkung der zum fiktiven Ziel der Überlegenheit führenden Leitlinie.

4. Antizipation des Leitbildes.

Bezüglich der Melancholie darf im Anschluß an unsere Ausführungen ad 4 ergänzt werden, daß der Kranke sich dem von ihm erprobten Leitbild des hilflosen, schwachen, bedürftigen Kindes zu nähern sucht, das er nach seiner individuellen Erfahrung als die stärkste und zwingendste Macht empfindet. Dementsprechend formen sich ihm Haltung, Symptome und Unverantwortlichkeit.

Die psychiatrische Wissenschaft findet als den wesentlichsten Charakter der Psychosen den Mangel einer „Veranlassung" oder einer „genügenden Veranlassung". Diese einheitliche Stellungnahme macht uns stutzig. Denn das Problem der „Veranlassung" ist uns in der Individualpsychologie genauestens bekannt und verschwindet fast nie aus unseren Diskussionen. Ein weiterer Fortschritt der modernen Psychiatrie, die maßgebende Stellung, die sie der Individualität und dem Charakter einräumt, führt zu unseren Problemen.

Denn die wichtigste Frage des gesunden und kranken Seelenlebens lautet nicht: woher?, sondern: wohin?. Und erst wenn wir das wirkende, richtende Ziel eines Menschen kennen, dürfen wir uns anheischig machen, seine Bewegungen, die uns als individuelle Vorbereitungen gelten, zu verstehen.

In der klaren Fassung der Wiener psychiatrischen Schule lautet die Definition der Melancholie (siehe Pilz, Spezielle gerichtliche Psychiatrie, Deuticke 1908) folgendermaßen: „Das Wesentliche der Melancholie ist eine primäre, d. h. nicht durch äußere Ereignisse motivierte, traurig-ängstliche Verstimmung mit Hemmung des Denkprozesses.“ Indem wir dieser Anschauung vollkommen beitreten, liegt es im Ergebnis unserer Betrachtung, die Motivierung durch das Ziel und durch die eigenartigen, individuell zu verstehenden Leitlinien, somit auch die versteckte Aktivität der Melancholie stärker hervorzuheben. In ihrem Bilde finden sich die „zögernde Attitude“ und die „Avance nach rückwärts“ in der vollendetsten Gestalt, beide bedingt durch die „Furcht vor der Entscheidung.“ Die Melancholie zeigt sich uns demnach als ein Versuch und Kunstgriff, den „Rest“, die „Distanz“ des Individuums zu seinem realen Ziel der Überlegenheit auf Umwegen zu erledigen. Dies geschieht wie bei jeder Neurose und Psychose durch freiwillige Übernahme der „Kriegskosten“. Und so ähnelt diese Krankheit auch einem Selbstmordversuch, in den sie zuweilen mündet. Denk- und Sprachhemmungen, Stupor und körperliche Haltung machen das Bild der „zögernden Attitude“ besonders greifbar, weisen auch als intendierte Störungen sozialer Funktionen auf die Einschränkung des Gemeinschaftsgefühles hin. Die Angst dient, wie immer, als Sicherung, Waffe und Krankheitsbeweis, Paroxismen der Wut, der raptus melancholies, brechen zuweilen durch als Äußerungen des Fanatismus der Schwäche und Zeichen der versteckten Aktivität, die Wahnideen weisen auf die Quellen der tendenziösen Phantasie hin, die im Dienste der Krankheit dem Patienten die Affekte liefert und arrangiert. Unverkennbar schadet uns ferner der Mechanismus der Antizipation, die Einfühlung in die Rolle des bereits zugrunde gehenden Menschen. Am stärksten äußert sich das Leiden in den Morgenstunden, das heißt: sobald der Kranke in das Leben eintreten soll.

Den außerordentlich erfahrenen Beobachtern ist die „Kampfposition“ des Melancholikers keineswegs entgangen. Pilz z. B. (l. c.) führt unter anderem an, wie die Gewissensqualen der Kranken manchmal

unsinnige Schenkungen und Testamentsbestimmungen zur Folge haben. Wir leugnen bloß das „Unsinnige“. Diese scheinbar so passive Psychose strotzt von Gehässigkeit und von Entwertungstendenz, und der Kranke hat dann, wenn er seine Angehörigen strafen will, auch die dazu nötigen Gewissensbisse, um seiner Verantwortlichkeit zu entgehen.

Die Vorgeschichte unserer Patienten zeigt uns mit großer Eindeutigkeit, daß alle einem Typus angehören, der an nichts sein Herz hängt, der sich bald entwurzelt fühlt und den Glauben an sich und an die andern leicht verliert. Schon in gesunden Tagen zeigen sie ein zögerndes Verhalten, scheuen vor jeder Verantwortung zurück und zimmern an einer Lebenslüge, deren Inhalt die eigene Schwäche, deren Effekt aber der Kampf gegen andere ist.

Alltägliches aus dem Kinderleben.

Von Dr. Carl Furtmüller.

Welche Rolle spielt das Problem des Geschlechtsunterschiedes im kindlichen Seelenleben? Dieser Frage haben Psychologie und Pädagogik bisher nicht im entferntesten die gebührende Beachtung geschenkt. Man könnte ja freilich auf die bevorzugte Stellung hinweisen, die das Sexualproblem in den Erörterungen berufsmäßiger und noch mehr dilettierender Pädagogen einnimmt, auf die in der letzten Zeit freilich etwas abgedämpfte, aber doch nie ganz zur Ruhe gekommene Diskussion über Tunlichkeit, Zeitpunkt, Umfang und Methode der sexuellen Aufklärung. Damit hätte man unsere Behauptung nun keineswegs widerlegt. Man hätte aber allerdings einen Fingerzeig gegeben, der zu einer Erklärung dieses auffallenden Tatbestandes hinleitet. Gerade dadurch nämlich, daß aus Gründen, die hier nicht zu erörtern sind, ein Teilproblem so ausschließlich in den Vordergrund trat, wurde das zugrunde liegende Hauptproblem der Beachtung entzogen. Man tat so, als ob hier überhaupt nur die physiologische und die erotische Bedeutung der Geschlechtlichkeit in Betracht käme und übersah ganz, daß die ungeheuere soziale Bedeutung des Geschlechtsunterschiedes, die weit über das Sexuelle hinausgeht und sich in allen Lebensbeziehungen geltend macht, dem Kinde schon in überraschend früher Zeit, wenn auch zunächst nur dunkel und ahnungsweise, entgegentritt. Lange, bevor das Kind in der Person anderen Geschlechts das „Geschlechtswesen“ im engeren Sinne sieht, sind für dasselbe mit den griffen Männlich — Weiblich bestimmte Wertungen verknüpft, scheint

ihm die Geschlechtszugehörigkeit auf eine gewisse Rolle, die man im Leben zu spielen, auf Aufgaben, die man zu erfüllen, auf Schicksale, die man zu erleiden hat, hinzudeuten. Erst wenn man diesen Mutterboden kennt, kann man die Bedeutung, die die eigentlichen Sexualprobleme für das Kind haben, abschätzen und verstehen. So müßte die von uns verlangte Erweiterung des Gesichtskreises gerade auch der speziellen Sexualpädagogik zugute kommen, indem sie ihr ein breites und gefestigtes Fundament schafft.

Es ist also gewiß von der höchsten praktischen Bedeutung, eine immer größere Zahl von Erziehern für das eingangs festgestellte Problem zu interessieren. Diesem Zweck möchte auch die folgende Anregung zu einer bescheidenen, aber gewiß nicht fruchtlosen Sammelforschung dienen. Es würde sich darum handeln, kleine Züge aus dem Kinderleben, die auf unsere Frage Bezug haben, aufzuzeichnen und zu veröffentlichen. Und zwar denke ich dabei nicht an besonders auffallende, interessante, verblüffende oder geistreiche Handlungen oder Aussprüche von Kindern, sondern gerade an recht alltägliche, „banale", die sich eben dadurch als typisch ausweisen. Ihre schriftliche Fixierung würde sie ins volle Licht der Aufmerksamkeit rücken und uns zu der Prüfung veranlassen, was sie denn eigentlich als Symptom bedeuten. Und ihre Alltäglichkeit ließe erhoffen, daß jede von diesen kleinen Geschichten den Leser gewissermaßen zu einer kleinen Sammelforschung für den Privatgebrauch anregen könnte, indem er an ähnlichen Erlebnissen nicht mehr achtlos vorüberginge, sondern sie festhielte und auf ihre Bedeutung hin prüfte. Gerade auf diese Erweckung der psychologischen Selbsttätigkeit, diese Schärfung der eigenen Beobachtung muß es uns ankommen. Mit freier Verwendung eines Kantischen Wortes könnte man sagen, daß wir nicht Psychologie zu lehren haben, sondern Psychologisch-sehen. Das hängt eng mit der mangelnden „Exaktheit" der Individualpsychologie zusammen. Ein Experiment kann man beliebig oft wiederholen; ebendeshalb kann der einzelne auf diese Wiederholung verzichten und sich trotzdem die Resultate zu eigen machen. Uns stehen Experimente nicht zu Gebot, und deshalb muß sich individualpsychologische Kenntnis im letzten Grunde auf der konkreten Erfahrung des einzelnen aufbauen.

Um nun meinen Vorschlag auch durch Beispiele zu erläutern, mache ich den Anfang mit der Mitteilung und Würdigung zweier Schüleraufsätze. Den ersten entnehme ich dem Buche von Jensen und Lamszus: Der Weg zum eigenen Stil (S. 188 ff.). Ein zwölfjähriges Mädchen,

das in seinen Aufsätzen über eigene Erlebnisse frei berichten darf, liefert folgende Arbeit:

Werner will kein Mädchen sein. Wir saßen gemütlich in der Wohnstube, nur Werner saß gedrückt und traurig in einer Ecke.

„Na, Werner, was fehlt dir denn?“ sagte meine Mutter.

„H, ah, nichts“, sagte er und stöhnte, als wenn er große Schmerzen hätte.

„Du magst wohl kein Junge mehr sein? Du willst wohl lieber ein kleines Mädchen werden?“ sagte meine Mutter, denn hiermit kann man ihn furchtbar ärgern.

Erst machte er ein Gesicht, als wenn er es gar nicht gehört hätte. Dann sagte er:

„Mädchen? Ne, solche Därn will ich nicht sein.“

„Ach, Werner, denn bekommst du zu deinem Geburtstag hübsche, weiße Hosen mit Spitzen d'ran.“

„Och ne, glos nich.“

„O, Werner, und dann bekommst du ein hübsches, weißes Kleid und zwei lange Zöpfe und Bänder in die Zöpfe“, sagte meine Mutter, sich das Lachen verbeißend.

„Ne, wenn de mir so was schenken willst, denn will ich haupt gar nichts haben, denn schmeiß ich haupt alles von mein Eburtstagtisch runter, ja, das tu ich“, sagte er mit der Hand abwendend und vor Wut bekam er einen ganz roten Kopf.

„Willst du denn immer mit deinen schwarzen Samthosen gehen? Findest du die denn besser?“

„O, deutend hübscher find ich die, aber Mädchen sein, das will ich nicht.“

So regte er sich darüber auf. Er wollte doch kein Mädchen sein; und er war erst beruhigt, als meine Mutter sagte:

„Na, denn bleib' man lieber ein Junge.“

Die kleine Szene ist ungewöhnlich lebendig, anschaulich erzählt, aber in ihr selbst liegt gewiß nichts Außerordentliches. Ähnliches spielt sich in unzähligen Kinderstuben unzählige Male ab. Widmen wir aber trotzdem diesem einen Vorfall unsere spezielle Aufmerksamkeit! Da wird uns sofort klar, daß dieser Vorfall als vereinzelter überhaupt nicht denkbar ist, sondern daß er viele an sich ebenso belangloser Vorfälle zur Voraussetzung hat. Denn wie kommt es denn, daß man den kleinen Jungen furchtbar ärgern kann, wenn man ihm ankündigt, er werde ein Mädchen werden? Über Wert und Schicksal des Weibes wird niemand mit dem Knirps philosophiert haben, sondern die Worte und die Haltung seiner Umgebung bei zahllosen Anlässen des täglichen Lebens müssen in ihm allmählich die Vorstellung erweckt haben, die Zumutung, ein Mädchen zu werden, habe etwas Herabsetzendes. Und freilich, indem seine Umgebung dies als ein geeignetes Thema für Neckereien anerkennt, bestätigt sie ausdrücklich, daß sie seine Meinung

teilt. In demselben Milieu aber lebt auch seine Schwester, auch ihr muß also dasselbe Werturteil immer wieder, gewissermaßen aus allen Poren des täglichen Lebens, entgegentreten. Wie muß das nun auf das Mädchen wirken? Einen Fingerzeig gibt uns die Tatsache an und für sich, daß es diesen Bericht geschrieben, daß es aus all seinen kleinen Erlebnissen einer ganzen Reihe von Tagen gerade diesen Dialog der Aufzeichnung wert gehalten hat. Das zeigt uns, daß es begonnen hat, diese Dinge besonders zu beachten, daß es gewissermaßen auch seine kleine Sammelforschung treibt. Die laute Heiterkeit, mit der sie die Sache vorträgt, mag uns ein wenig gezwungen vorkommen. Und diese Erzählung, darin einem Kunstwerk innerlich verwandt, soll von einem beunruhigenden Eindruck befreien, indem sie ihn darstellt. Sie zeigt uns aber auch, wie die Verfasserin auf die ihr entgegentretende und von ihr tendenziös unterstrichene Minderwertung ihres Geschlechts in der Realität reagiert. Sie sucht eine Kompensation, indem sie den Altersunterschied zwischen sich und dem Brüderchen besonders hervorhebt und sein kindisches Wesen altklug belacht. Von hier aus verstehen wir nun das eifrig bemutternde Wesen älterer Schwestern gegenüber jüngeren Brüdern, das hochmütig-tyrannische Wesen manches Backfisches gegenüber seinen jugendlichen Verehrern und ähnliche Einstellungen bei erwachsenen Mädchen und Frauen.

Doch beschäftigen wir uns auch einen Augenblick lang mit dem Helden unserer Geschichte. Was bei ihm am meisten auffällt, ist seine Einschätzung des mütterlichen Vorschlages, ein kleines Mädchen zu werden. Er reagiert darauf, als ob das die plausibelste Sache von der Welt wäre, deren Ausführung nur von seinem oder seiner Mutter Willensentschluß abhinge. Nun darf man freilich nicht übersehen, daß es sich bei dieser Neckerei um eine Art Spiel handelt und die Annahme von der Vertauschbarkeit des Geschlechts sich als eine stillschweigend vorausgesetzte Spielregel darstellt. Im Ernste erscheint ihm die Sache gewiß viel problematischer, da würden ihm ob der Möglichkeit solchen Rollentausches gewichtige Zweifel auftauchen. Aber eben Zweifel und keine Gewißheit. Wir finden hier also die Überzeugung von der Minderwertigkeit der Frau in einem Zeitpunkt, wo die Unabänderlichkeit der eigenen Geschlechtszugehörigkeit dem Kinde noch keineswegs voll zu Bewußtsein gekommen ist. Welche Bedeutung das für die weitere Entwicklung haben kann, dafür finden wir eine Andeutung in der zweiten Schülerarbeit, die ich mitteilen will.

Ein elfjähriger Knabe liefert mir:

Eine selbst erfundene Geschichte. Winter war's, dazu ein recht grimmiger! Robert, der einzige, verwöhnte Knabe des Hauses, der bisher nur hinter dem Ofen gesessen war, sollte nun ins Freie und Schlittschuhlaufen lernen. Ach, wie schrie und tobte er, als er das erstemal auf die Eisbahn kam. „Kalt ist mir, kalt; und ich falle, falle!" Alles Zureden half nichts und die Mutter wurde endlich böse. Da setzte sich auf einmal ein Zwerglein auf die Schulter des ungebärdigen Knaben, tippte ihn mit seinen eisigen Fingerchen an und raunte ihm in das Ohr: „Was! Du willst ein mutiger Knabe sein und gebärdest dich wie ein furchtsames Mädchen? Gleich werde ich dich zur Strafe in ein solches verwandeln."

Dies wirkte Wunder! Ein nochmaliger Versuch auf dem Eise unter Mithilfe der Mutter, und es gelang. Wieder erschien das Männchen, lächelte ihm freundlich zu und sprach: „Siehst du, daß es ging; lerne jede Angst im Leben mit Mut bezwingen und es wird dir gelingen." Damit verschwand der Zwerg. Nie wieder zeigte Robert Angst.

Hier finden wir das Motiv von der Vertauschbarkeit des Geschlechts freilich rein poetisch verwertet, ohne daß an seine Realisierbarkeit auch nur im leisesten gedacht würde. Aber es ist deswegen keineswegs bedeutungslos. Hatte es sich bei dem kleinen Knirps um die konkrete Frage gehandelt, ob er ein Bub oder ein Mädel sein solle, so stehen dem heranwachsenden Knaben Männlichkeit und Weiblichkeit als zwei abstrakte Prinzipien vor Augen, die zusammen die ganze moralische Welt ausfüllen und zwischen denen er nun wählen soll. So zeigt er uns denn seinen Helden in einer Situation, die an Herkules am Scheidewege gemahnt. Dort handelte es sich um Wertunterschiede in Einzelfällen, hier sind die Gegensätze Männlich — Weiblich zu den Polen eines jeden Wertmaßstabes geworden*. Und so besteht für den Knaben erst recht wieder die Möglichkeit, zum „Weib" zu werden, eine Möglichkeit, vor der er sich durch Unterdrückung aller „weiblichen", durch Betonung aller „männlichen" Eigenschaften sichern will. Bei diesem Elan zum Männlichen hin kann nun die Erinnerung an die einstige tatsächliche Unsicherheit über die eigene Geschlechtsrolle gute Verwendung finden. Das Gleichnis wirkt anfeuernd; es gilt, den Abweg

* Muß schon in einem so einfachen Fall die Entschiedenheit und Unbedingtheit der Wertung verblüffen, so wird man bei natürlicher Verschärfung allerdings darauf gefaßt sein müssen, daß die Absolutheit, mit der das Weibliche als das schlechthin Minderwertige hingestellt wird, geradezu groteske Formen annimmt. Dies aber dem individualpsychologischen Therapeuten aufs Schuldkonto zu setzen, wie Kuno Mittenzwey in seiner im übrigen so gedankenreichen und lichtvollen Arbeit Zeitschr. für Pathopsychologie, II. Bd. S. 629, es tut, beruht offenbar auf einem Mißverständnis. Nicht der Individualpsychologe wertet so, sondern er findet diese Wertung in den von ihm untersuchten Personen vor, erkennt sie als neurotisch verfälscht und sucht sie zu korrigieren.

ins Weibliche so entschlossen zu vermeiden, als ob tatsächlich die Gefahr bestünde, sich in ein Weib zu verwandeln. Es ist gewiß kein Zufall, daß die Arbeit von einem der kleinsten Schüler der Klasse stammt, von einem zarten, von den Eltern übersorglich behüteten Knaben, der durch geistige Frühreife, durch etwas vorlaute Schlagfertigkeit im Gespräch, durch Ehrgeiz in körperlichen Übungen verrät, daß er auf in der körperlichen Konstitution und im Milieu beruhendes Minderwertigkeitsgefühl mit einem starken Drang nach Überkompensation reagiert.

So führt uns die vorurteilslose Betrachtung zweier unscheinbarer Mitteilungen aus dem Kindesleben eng heran an das Problem des „männlichen Protestes", das Alfred Adler aufgerollt hat*. Gewiß, „interessantere" Beispiele hätten reichlicheren Ertrag liefern können. Aber ich habe ja schon erwähnt, warum ich „uninteressanten" Fällen eine Überzeugungskraft eigener Art zuschreibe. Und dann: Je mehr die Erzieher lernen werden, die unauffälligen und alltäglichen Äußerungen des Kindes in ihrer vollen psychologischen Tragweite zu verstehen, um so seltener werden die abnormalen Äußerungen werden.

Aus der Praxis der Psychotherapie und Pädagogik.

Zur Theorie der kindlichen Haltung.

Ein Kind träumt, es werde in der Nacht von Räubern überfallen; es wacht auf und hat deutlich die Empfindung, daß sich Mörder mit gezogenen Schwertern an sein Bett heranschleichen, es schreit auf, die Mutter eilt herbei und nimmt es in ihr Bett. Das wiederholt sich nun fast jede Nacht. Bei Tag glaubt es, im Badezimmer einen Strolch hinter Leintüchern versteckt zu sehen, im Klosett hinter der Waschwanne. Auf der Straße halten die Männer, welche die Hände hinter dem Rücken haben, Revolver versteckt.

Wie ist das Verhalten dieses Kindes zu verstehen? Der Mann erscheint ihm als Mörder, der sich immer auf feige, hinterlistige Weise nähert, entweder bei Nacht, um im Schlaf zu morden, oder am Tag hinter Deckungen (Badewanne, Leintuch). Es ist nun die Frage: Lebt in der realen Erinnerung des Kindes ein Schreckbild, welches geeignet ist, den Mann in der Rolle des Mörders erscheinen zu lassen, oder ist dieses Phantasiebild, gleichgültig, was es zum Inhalt hat, ein Mittel, die Umgebung in Schach zu halten (in diesem Fall: in das Bett neben die Mutter gelegt zu werden)? Wäre das letztere einmal durch weitere Beobachtungen des Kindes in seinem Gesamtverhalten festgestellt, so ergäbe sich ungezwungen die Leitlinie des Kindes, welches vor allem darauf bedacht sein

* Vgl. vor allem Adlers Arbeiten über „Psychischen Hermaphroditismus" und über „Trotz und Gehorsam" in „Heilen und Bilden".

wird, seine Mutter resp. Umgebung zu beherrschen, indem es sich ins Bett legt (krank wird).

Damit wäre nun auch die Möglichkeit gewonnen, freilich nur versuchsweise und mit allem Vorbehalt zu bestimmten Mutmaßungen über die künftige Entwicklung dieses Kindes zu gelangen. Es wird sich fortan so zu den Menschen stellen, als ob diese auf seinen Mord ausgingen. Es wird sich dagegen zu sichern suchen, so gut es geht, wird aber so zu einem schiefen Werturteil über Menschen kommen, indem es diese ungefähr in der Perspektive von hinterhältigen Mördern sieht, von denen ein nächtlicher Überfall wohl zu gewärtigen ist. Diesem einst erfolgreich begegnen zu können, darauf richtet sich seine ganze Haltung, seine Sicherungen werden also dahin gehen, einen plötzlichen nächtlichen Überfall abzuwehren, aber auch bei Tag wird es immer darauf aus sein, die als feindlich angenommene Haltung seiner Umwelt zu entlarven. Darin ist schon enthalten, daß das Individuum eine Distanz zwischen sich und seiner Umgebung wird schaffen wollen, da ein Messerstich, eine Revolverkugel aus der Ferne unschädlicher wirken als von nahe. Wenn es aber nun einmal feststeht, daß diese Distanz wertvoll ist und gleichsam alles im Kurs steigt, was sie vergrößern könnte, so würde es uns nicht überraschen, wenn wir auch später, sooft Entscheidungen und Gefahren in Aussicht sind, ein Schreckbild in den Träumen dieser Person anträfen, das ungefähr reduziert ist auf das primitive Symbol eines Mörders, das ja schon einmal mit Erfolg eine Distanz zur Realität geschaffen hat.

Wenn das Kind, so präpariert, allmählich fortschreitend Bildungselemente und Erfahrungen aufnimmt, so kann es zwar die primitive, rohe Vorstellung von Mördern, die ihm auflauern, nicht mehr halten, es wird aber im ganzen und prinzipiell seine bisherige Haltung beibehalten und es wird bewußt oder unbewußt die Gründe ausschalten, die es zu einem Aufgeben dieser Haltung bestimmen könnten; es wird daran gehen, die Umwelt in sein starres Schema einzuordnen und dem Leben immer mit der Geste eines Menschen gegenüberstehen, der sich gegen einen plötzlichen, unvermuteten Angriff verteidigt. — Das einmal festgelegt, ist die Kampfstellung fertig, und diese wird nun auf jedes Verhältnis, in das das Kind zu seiner Umgebung kommt (als von vornherein für gut befunden), angewendet. Zugleich ist es klar, daß es in der Folgezeit seine Niederlagen, auch die geringfügigsten, Umständen zuschreiben wird, die auf eine minderwertige Verteidigungsposition hindeuten; es wird also die Schuld den mangelnden, nicht genügend befestigten Sicherungen zuschieben und daher auf die zukünftigen Aufgaben, die das Leben ihm stellen wird, mit Schanzenbau reagieren.

Aber das Kind wird noch weiter gehen: Da es auch für die Folgezeit die Niederlagen, die es erleiden könnte, in der kindlichen Perspektive sieht, d. h. als ob sie von eindringenden Mördern verschuldet wären, wird es seine kleinen échecs im alltäglichen Leben überschätzen und mit allen Schrecken des Todes ausrüsten.

So wird auch die Sexualität bei eintretender Pubertät in diesen Zusammenhang fallen und ein Stadium der Vorbereitung und der Sicherung durchlaufen, der Sicherung gegen einen Feind, der um so schrecklicher ist, als er unbekannt ist, und als solcher in jede nur mögliche Form der kindlichen Phantasie gegossen werden kann.

So kommt es, daß auch das Weib, das jetzt in das Leben tritt, etwas von dieser feindlichen Färbung abbekommt, um so mehr, da Gesellschaft, Bücher, Beispiele ge-

meinsam den Irrtum bestärken helfen, als ob die Eroberung des Weibes einen Maßstab gäbe für die Kraft des Mannes.

Von da ab lassen sich alle Probleme der Sexualität dieses Kindes, seines späteren Verhaltens zur Ehe aufrollen, immer unter dem Gesichtspunkt des Zwanges, sich vor einer unvermuteten Gefahr zu sichern.

Freilich wird sich diese Linie nicht immer leicht erkennen lassen und man muß da wohl mit den Vorwurf des spitzfindigen und sophistischen rechnen.

Aber im großen und ganzen ergibt sich kein Grund, warum das Kind seine Haltung aufgeben sollte; hat sie ihm doch zu einem scheinbar wunderbaren und höchst wichtigen Erfolg verholfen: es ist bis jetzt tatsächlich nicht ermordet worden. Hans Leitner.

Referate.

Hedwig Schulhof: „Individualpsychologie und Frauenfrage." (Schriften des Vereins für Individualpsychologie, 6. Heft.) Reinhardt, München 1914.

Die Broschüre unternimmt den Versuch, den kulturellen Entwicklungsgang des weiblichen Geschlechts im Lichte individualpsychologischer Betrachtungsweise darzustellen. So geht sie den Weg, auf dem die Überwertung des Männlichen und die Einschätzung des Weiblichen als des „Minderwertigen" in der Menschenseele zum bestimmenden Instinkt geworden ist, so will sie zeigen, wie das Ideal erhöhten Persönlichkeitsgefühls, dem jede Kreatur mit Naturzwang zustrebt, in der Seele der Frau und des Mannes einen entschiedenen männlichen Einschlag erhalten mußte und wie der „männliche Protest" den Kampf der Geschlechter unaufhörlich schürt.

In Minnedienst und Hexenverfolgung, in dem alten Frauenideal der Selbstentäußerung, im Gattungsdienst und in dem neuen Ideal der Selbstbehauptung als weiblicher Mit-Mensch und Mit-Arbeiter auf dem Arbeitsmarkt, überall ist der „männliche Protest" und sein — gleicherweise von gegebenen Naturanlagen wie von wechselnden Zeitverhältnissen bestimmter — Umwandlungsprozeß ersichtlich. Frauen- und Männerart müssen in diesem Prozeß notwendig variieren, — ein für allemal feststehende psychologische Geschlechtscharaktere gehören in das Bereich der Sagenhaftigkeiten. Dementsprechend will die Broschüre zeigen, welche Rolle die „Minderwertigkeitsgefühle" und der von der psychischen Zweigeschlechtlichkeit des Menschen aufgestachelte „männliche Protest" in Kunst und Leben spielen, wie dieser modifiziert wird und welche Wege die Tendenz zu seiner Auflösung, d. h. die Tendenz zur Gleichberechtigung der Geschlechter gehen zu wollen scheint. (Selbstanzeige.)

„Zur Psychologie des Alkoholismus" von Dr. med. Vera Strasser-Eppelbaum, Zürich. (Schriften des Vereins für Individualpsychologie, Nr. 5. Verlag von E. Reinhardt, München, 1914.)

Dadurch, daß die Züricher Schule unter der Einwirkung Freuds bei verschiedenen Kranken in dem Assoziationsexperimente auf Komplexe aufmerksam gemacht hat, leistete sie uns große Dienste, indem sie mittels der Betonung des psychologischen Momentes uns auf dem Gebiete des Experimentes aus dem Geleise des rein Systematischen und Statistischen heraus und weiter geführt hat. Und doch hat sie uns höchstens die Erklärung gegeben: Eine nächstliegende Auflösung eines Reaktionswortes. Referentin versucht an einer Reihe von Krankheitsgruppen zu

diskutieren, worin der Grund des Erfolges, den die Züricherschule im Assoziationsexperimente in Hinsicht auf die Psychologie der Persönlichkeit zeitigte, zu suchen ist. Sie beweist an von ihr aufgenommenen Experimenten bei Alkoholikern und durch eine andere Betrachtungsart der früher gewonnenen Resultate, daß das Assoziationsexperiment, das man im Grunde nur aus dem ganzen menschlichen Seelengeschehen herausgriff, für die gesamte Psyche mit ihrer ihr zugeeigneten, kontinuierlichen Aktivität nichts anderes als eine Einübung (das Mechanische), eine Art mechanische Einfügung in den Gesamtbau einer Persönlichkeit ist und somit kein charakteristisches, individuelles Gepräge zeigen kann.

Referentin gibt ferner die psychologische Analyse einiger Alkoholikerfälle und versucht, den Alkoholiker nicht nur als durch den Alkoholgenuß psychisch verändert zu betrachten, sondern stellt vor allem die Frage, wer es ist, der zum Alkohol greift, und ob eine Beantwortung der Frage durch individualpsychologische Forschung möglich ist.

Die Charakterzüge, die jedem Menschen, der mit Alkoholikern in Kontakt kommt, auffallen, sind auch diejenigen, die bei den meisten Neurotikern zu finden sein dürften, wie z. B. Egoismus, Neid, Boshaftigkeit auf der einen Seite, eine vollständige Selbstlosigkeit und Güte auf der andern Seite; aggressive und grausame Neigungen hier, Gehorsam, Unterwürfigkeit und Demut dort. Referentin konnte eine Bestätigung der Adlerschen Lehre darin finden, daß eben diese gegensätzlichen Handlungen und Charakteräußerungen im Dienste der fiktiven Endzwecke standen, wie etwa Geiz und übertriebene Freigebigkeit bei einer und derselben Person, je nachdem das Persönlichkeitsgefühl es verlangte und einen und denselben Zweck, den „Willen zur Macht", verfolgte. Der Alkoholismus, der im Anfange sich als eine Bereitschaft, als ein Kunstgriff gebärdete, gibt sich denn mit der Zeit den Anschein, als sei er Endzweck und dominiert das ganze Krankheitsbild. Daß er die Möglichkeit erwirbt, das ganze Krankheitsbild zu beherrschen, liegt schon in den toxischen Eigenschaften des Alkohols, die dann als sekundäre Erscheinung sichtbar werden. Vererbung und Disposition spielen selbstverständlich eine wichtige Rolle. Man könnte fast sagen, Alkoholismus könne zum Kunstgriff ganzer Familien, ganzer Generationen werden. (Selbstanzeige.)

„Archiv für Frauenkunde und Eugenik". Im Verlage von Kurt Kabitzsch in Würzburg ist das erste Heft dieses neugegründeten Archivs erschienen. Als Herausgeber zeichnet der bekannte Berliner Frauenarzt Dr. Max Hirsch (W. 30, Motzstraße 34), der eine große Anzahl führender Gynäkologen und bedeutender Vertreter aller einschlägigen Gebiete (der Biologie, Physiologie und Pathologie, Hygiene, Embryologie und Vererbungslehre, Psychologie, Psychiatrie, Kriminalistik und gerichtlichen Medizin, Rechtswissenschaft, Anthropologie, Ethnologie und Vorgeschichte, Sexualwissenschaft, Soziologie, Statistik, Versicherungswissenschaft, Kulturgeschichte, Pädagogik, Kunst und Literatur) als seine ständigen Mitarbeiter und Referenten anführen kann.

Das „Archiv" will eine umfassende Wissenschaft von der Frau, eine Sammlung der bisher nebeneinander und oft genug aneinander vorbei arbeitenden Wissenschaftler aller Gebiete ermöglichen; diesem Zweck soll auch ein möglichst lückenloser Literaturnachweis, vom 1. Januar 1914 angefangen, dienen, wofür eine Reihe eigener

Referenten gewonnen sind. Bei der großen Bedeutung des Frauenschicksals für die kommende Generation überhaupt soll aber das „Archiv" auch noch das Gebiet der Eugenik enthalten. Der Preis beträgt für den in zwanglosen Heften zu 8—10 Bogen Umfang erscheinenden und zu je 25—30 Bogen zusammengeschlossenen Band 16 Mark. (Dück, Innsbruck.)

Theophil Becker: „Zur Diagnose paranoischer Zustände." (Münchner med. Wft. 1914, Nr. 12.)

Der Autor betont die verschiedene Abgrenzung dieses Krankheitsbildes und das Bestreben, der Annahme einer rein intellektuellen Störung gegenwärtig Beweise einer besonderen Affektivität anzufügen. Gegenüber dem „Irrtum" hält er die paranoische Wahnidee genügend charakterisiert durch den Mangel der Korrigierbarkeit und durch die unabänderliche Beziehung zum Leben des Kranken. Die Kraepelinsche chronische Paranoia wird wie keine andere Psychose durch die zentrale Wahnvorstellung beherrscht. — Die prägnante Darstellung des erfahreren Autors gestattet uns, unsere Anschauung der Psychosen an seinen Fällen zu demonstrieren. Wir haben nicht die Empfindung, daß der Wert der Beckerschen Publikation dadurch beeinträchtigt wird.

Die verkappte Aggression im 1. Fall gegen den Mann, das Ressentiment gegen die Unterwerfung sowie gegen das Kinderkriegen (5 Kinder, 39 Jahre) ist nicht zu verkennen. — Die Psychose steht hier als Symptom und Mittel des Kampfes, gemildert durch die Unverantwortlichkeit, — die Schuld des andern als paranoische Voraussetzung, seine Bestrafung durch Treubruch sind klar zu erkennen. — Ebenso die leitende Kaiseridee. — Auch das Sprechen und Denken sind in den Zustand der Unverantwortlichkeit gebracht. Die hierher gehörigen Störungen der Sprache und des Denkens sind als Revolte gegen ihren sozialen Charakter zu verstehen. Der Irrtum ist korrigierbar; denn er ist ein Ergebnis, ein Epiphänomen. Der Wahn aber ist ein planvolles Mittel. Deshalb auch geht die Beziehung des Wahns zum Leben soweit als nötig. Dissimulation und freie Denkmöglichkeit herrschen ebenfalls, soweit die Konstellation sie erfordert.

Der Mischtypus der Psychosen (1. Fall zeigt Praecox- und Manie-Haltung nebenbei) wird von Becker mit Recht betont. Reine Typen sind in der Psychose selten. Meist sind wenigstens Übergangserscheinungen nachweisbar, was die Abgrenzungsschwierigkeiten begreiflich macht.

Der 2. Fall bietet Gelegenheit, das Wesen der „Unkorrigierbarkeit" kurz zu beleuchten. Soweit der Patient, ein Querulant, rechtbehalten will, ist er nach den Darlegungen Beckers im Irrtum. Aber gerade dieses Ziel des Rechthabens steht von vorneherein fest. Becker selbst konstatiert, daß sich die Paranoia querulatoria meist bei Menschen finde, „in deren Charakteranlage ein gewisser querulatorischer und rechthaberischer Zug schon stets vorhanden war". Nun ist aber die Voraussetzung dieses sich von selbst ergebenden Zuges ein Ziel der Überlegenheit, das durch Aggression gegen andere zu erreichen gesucht wird. In einem Stadium des Sinkens aber — und Patient stand vor einem völligen Zusammenbruch — treten leitende Idee und Richtungslinien schärfer hervor. Da ihn das Ziel gefangen hält, hypnotisiert, ergeben sich seine Bewegungen von selbst, und in letzteren ist kein Fehler, sie sind schlechterdings planvoll und zweckmäßig, deshalb unkorrigierbar. Wie bei der Neurose auch. Was diesen Patienten zum Paranoiker macht, ist: daß er sich

in einen Zustand der Unverantwortlichkeit bringt, um vor sich sein Prestige zu retten. Wir finden demnach auch in diesem Falle: Aggression, Tendenz zur Unverantwortlichkeit, Hervortreten der alten Leitlinie und den männlichen Protest („weil ich ein Ausländer, ein Jude bin!").

3. Fall: zeigt neben allerlei oberflächlichen Erscheinungen das allmähliche Durchdringen der Kaiseridee, die schon früher in Wendungen wie: „Frieden diktieren" schwächlich angeklungen war. Das markante Symptom des „Stimmenhörens" zeigt deutlich die Bereitschaft des Paranoikers zur Entwertung der Realität.

Ein 4. Fall beleuchtet die Schwierigkeit einer Untersuchung von Paranoia und weitgehender, aber berechtigter Abwehr. Was für uns den Fall ganz im Sinne Beckers entscheiden ließe, ist allein schon im Mangel einer hervortretenden Leitlinie ausgedrückt. Das mangelnde Krankheitsgefühl bei Paranoia ergibt sich mit Notwendigkeit aus der viel dringenderen Aufgabe, das hochangesetzte, fiktive Persönlichkeitsideal festzuhalten und dies auf dem Wege der Aggression, indem die Schuld anderen gegeben wird. Wo Krankheitsgefühl auftritt, liegt zumindest ein hypochondrischer Einschlag, die Richtung zur Melancholie, wenn nicht der Typus der Neurose vor. — Die vorzügliche Darstellung Beckers wird jeden Psychologen fesseln.

A.

Petersburger Träume. — Eine unbekannte Erzählung von Dostojewsky. — Unter letzterem Titel teilt Dr. Wladimir Astrow (Neue Freie Presse, Osternummer) eine Schrift mit autobiographischem Inhalt mit, deren Bedeutung für das Verständnis Dostojewskys recht groß anmutet. Gerade die letzte Zeit brachte uns zwei Arbeiten, die sich mit dem Problem Dostojewsky auseinandersetzen. Ein Vortrag Stephan Zweigs kommt unseren Anschauungen recht nahe, freilich ohne die Grundlinien einer schulgemäßen Seelenkunde der Dichter zu verlassen. Kaus' Arbeit (erschienen in den „Weißen Blättern") erscheint uns als ein Untertauchen in der Anschauung des Kunstwerkes, zeigt aber aus der Ferne die sichere Führung des Problems, die in seinem „Fall Gogol" so meisterhaft hervortrat. Seine größere Arbeit über den psychologischen Künstler Dostojewsky, die hoffentlich bald erscheint, wollen wir seinerzeit ausführlich besprechen.

Das oben angeführte kurze Bruchstück stammt aus früher Zeit, und läßt uns schon aus diesem Grunde eine deutliche Linienführung erwarten. Wenn etwas folgerichtig aus der Entwicklung einer Künstlerseele erfaßt werden kann, so muß es die Linie betreffen, die von früheren Arbeiten, Entwürfen, Plänen zu den späteren Ausgestaltungen seiner Schöpferkraft führt. Da gilt es aber vor allem festzuhalten, daß sich die Bahn des Kunstschaffens abseits von dem Getümmel der Welt bewegt. Und wir können bei jedem Künstler eine Abbiegung, ein Halt! oder eine Umkehr voraussetzen, sobald die gesellschaftlich durchschnittlichen Erwartungen an ihn herantreten. Er, der sich aus dem Nichts, oder sagen wir aus seiner besorgten Anschauung von den Dingen eine Welt erschafft und uns anstatt einer Antwort im Sinne des praktischen Lebens die Verblüffung einer Kunstschöpfung zuteil werden läßt, zeigt sich dem Leben abgeneigt und seinen Forderungen. „Nun, ich bin ja ein Phantast und Mystiker!" belehrt uns Dostojewsky. —

Es wird sich ungefähr ein Bild seines Angriffes gewinnen lassen, sobald wir erfahren, an welchem Punkte des Handelns Dostojewsky stehen bleibt. In der obigen Skizze spricht er deutlich genug. „Als ich an die Newa herantrat,

blieb ich einen Augenblick stehen und warf einen Blick den Fluß entlang, in die dunstige, frostig-trübe Ferne, wo der letzte Purpur der Dämmerung verglomm." Es war, als er nach Hause eilte, um dort als Säkularmensch von Schillerschen Heldinnen zu träumen. „Die wirkliche Amalie aber habe ich ebenfalls nicht bemerkt; sie lebte ganz in meiner Nähe . . ." Lieber wollte er trunken leiden, und diese Leiden süßer empfinden als alle Genüsse der Welt, „denn hätte ich die Amalie geheiratet, ich wäre sicher unglücklich". Ist es nicht die einfachste Sache der Welt? Man ist ein Dichter, träumt in der gehörigen Distanz vom Weltgetriebe, bleibt einen Augenblick stehen, findet die Süßigkeit geträumten Leides unübertrefflich und weiß, „wie die Wirklichkeit jede ideale Höhe vernichtet. Ich will doch auf den Mond reisen!" Das aber heißt: allein bleiben, sein Herz an nichts Irdisches hängen.

Und so wird des Dichters Erdenwallen zu einem Protest gegen die Wirklichkeit mit ihren Forderungen. Anders wie beim „Idiot", anders wie bei jenem Kranken, in dem „weder Protest, noch Stimme war." Vielmehr: der wußte nur nicht, daß seine Übung im Ertragen alles Elends ihn auszeichnen sollte. Nun, als man ihn durch Quälereien und Vorwürfe aus seiner Bahn drängte, da entdeckte er den Säkularmenschen in sich, den Umstürzler und Revolutionär Garibaldi. Nun war es gesagt, was die anderen nie verstanden hatten: die Demut und Unterwerfung bedeuten keinen Abschluß, sie sind immer die Keime der Revolte, denn sie deuten auf die zu überwindende Distanz. — Tolstoi wußte auch um dieses Geheimnis, und hat es oft tauben Ohren gepredigt.

Aber es kann in der Zeitung stehen, und niemand weiß etwas davon, wenn es sich um ein wirkliches Geheimnis handelt. Niemand wußte es, an wem sich Harpagon Solowjow rächen wollte, der hungerte und im Elend starb und ein Vermögen von 170 000 Rubel in seinen schmutzigen Papieren verbarg. Wie mag er sich innerlich gefreut haben, wenn er sich traurig und hilflos den Bitten seiner Katze, seiner Köchin, seiner Quartierfrau verschloß und alles schuldig blieb! Er hatte sie in der Hand, er zwang sie alle zum Betteln, sie alle, die nur das Geld als Macht kannten und anbeteten. Freilich: ihm erwuchs daraus eine sonderbare Verpflichtung, eine methodische Vergewaltigung seines Lebens. Er mußte selbst hungern und darben, um seinen Anschlag durchzuführen. „Er ist über alle Wünsche erhaben." Wie? Dazu müsse man verrückt sein? Nun, Solowjow bringt auch dieses Opfer. Denn nun kann er in voller Unverantwortlichkeit seine Verachtung der Menschheit und ihren eingebildeten Glücksgütern zeigen, und er kann jeden, der ihm nahekommt, quälen. Alles hat er in seinen Händen, was ihm den Weg in die beste Gesellschaft ebnet. Da bleibt er einen Augenblick stehen, wirft seinen Zauberstab in die Schmutzkiste und fühlt sich groß und erhaben über alle Menschen.

Das scheint uns die stärkste Linie im Leben Dostojewskys zu sein, und alle seine großartigen Schöpfungen sollten ihm auf diesem Wege erstehen: die Tat ist unnütz, verderblich oder verbrecherisch; das Heil liegt nur in der Unterwerfung, wenn sie den heimlichen Genuß der Überlegenheit über andere verbürgt. A.

Druckfehlerberichtigung.

Heft 1, S. 30, 13. Zeile von unten: statt: „. . . . der heutigen Psychiatrie . . ." soll es heißen: „ . . . der Anstaltspsychiatrie . . ."

Verantwortl. Schriftl.: Dr. phil. Carl Furtmüller, Wien. — Verlag: Ernst Reinhardt, München, Adelheidstraße 32. — Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn